Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek der Unterhaltung und Wissen
1918
Band


HANS A SCHULZE
BÜCHER VON
SAMMLUNG

Inserate in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" haben infolge sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauernde Wirkungskraft. Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für Vorzugsseiten, wende man sich an die Anzeigengeschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" in Berlin S 61, Blücherstraße 31. ++++++++++++++++++++++++++++++++



Bei Schwerhörigkeit, Ohrgeräuschen

verlangen Sie Beschreibung über den Gebrauch von **Gehör-Patronen.** Aeußerst bequem zu tragen. Im Gebrauch unsichtbar. Aerztlich empfohlen. Zahlreiche Anerkennungen.

Hans Sieger, Bonn a. Rh.



Beinkorrektionsapparat

Segensreiche Erfindung!

Kein Verdeckapparat, keine Beinschienen!

Unser wissenschaftl. feinsinnig konstr. Apparat **heilt** nicht nur bei jüng., sond. auch bei **älteren** Personen unschön geformte (O= u. X=) Beine ohne Zeitverl. noch Berufsstör. b. nachweisl. Erfolg. **Aerztlich im Gebrauch!** Der App. wird in Zeiten d. Ruhe (meist vor d. Schlafe) **eigenhändig** angel. u. wirkt auf die Knochensubstanz u. Knochenzellen, sodaß die Beine nach u. nach **normal** gestaltet werd. Bequem i. Felde zu benütz., da sehr leicht i. Gewicht (1 1/2-2 kg) u. in einigen Augenblicken an- u. abgelegt werden kann. Verlang. Sie geg. Einsendg. von 1 M. (Betrag wird b. Bestellg. gutgeschr.) unsere wissenschaftl. (anat.-physiol.) Broschüre, die Sie überzeugt, Beinfehler **zu heilen.** Wissenschaftl. orthop. Versand „Ossale". **Arno Hildner,** Chemnitz 12 A. Zschopauerstr. 2.

Über 300000 im Gebrauche

Haarfärbekamm



(ges. gesch. Marke „**Hoffera**") färbt graues oder rotes Haar **echt blond, braun od. schwarz.**

Völlig unschädl. Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. pro St. **M. 3.– u. 5.–**

Rud. Hoffers, Kosmetisch. Laboratorium Berlin 75, Koppenstr. 9.



Dialith Hautrein

ges. geschützt

— **wirkt über Nacht.** —

Entfernt sofort alle **Hautpickel, Blüten, Mitesser, Sommersprossen** und erzeugt **blendend weiße** Stirn und Nase. Wirkung durch Atteste bestätigt.

Unentbehrlich für die elegante junge Welt.

Flasche 3 Mark, mit Lilien-Waschmittel 4 Mark.

Rud. Hoffers,

Kosmet. Laboratorium,

Berlin-Karlshorst 75.

✚ Reines Gesicht ✚



rosige Frische verleiht rasch u. sicher „**Krem-Halfa**". Unübertroff. geg. **Sommersprossen, Mitesser, Pickel, Röte, Rauheit** und alle Hautunreinigkeiten. Tausendfach erprobt! Sich. Wirkung! Preis M. 3.—.

H. Wagner, Köln 76, Blumenthalstr. 99.

Fortmitdem



Beinverkürzung unsichtbar. Gang elastisch und leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar.

Grat.-Brosch. senden:

Extension, G. m. b. H.,

Frankfurt a. M., Eschersheim No. 263.

ns
n-
en
lu.
nes
Sol-
for-
ng.
rt,
gen
llei-
nten
76,

zig.

s.

lipp
Karl
Heß,
user,

Illu-
eiteres

r Gas-
ede hen
ament?



Zu der Novelle „Das Schweigen“ von Alexander Cormans.
(S. 7)
Originalzeichnung von A. Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang
* 1918 *

Dreizehnter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Seite

Mannigfaltiges



Das Schweigen

Novelle von Alexander Cormans

Mit Bildern von A. Wald

Als es wieder zu dunkeln anfing, fand Werner Sebald in dem abgelegensten und am dichtesten verwachsenen Teil des Friedrichshains eine unbesetzte Bank, auf die er sich gänzlich abgemattet niederfallen ließ. Lang streckte er die Beine aus, und der Kopf fiel ihm nach hinten. Einige Minuten fühlte er nichts als das unsägliche Behagen des Ruhens. Den nagenden Hunger, der ihn seit dem frühen Morgen so grausam quälte, spürte er nicht mehr. Im Augenblick ließ die Müdigkeit kein anderes Empfinden aufkommen; er dachte so wenig an alle bisher erduldeten Leiden, als daran, was ihm noch an weiterem Elend bevorstand. Alles war ihm gleichgültig, wenn er nur nicht länger gezwungen sein sollte, einen Fuß vor den anderen zu setzen und immer neue Anstrengungen zu machen, um sich noch aufrecht zu halten. Der Herbstabend war windstill und mäßig kühl. Obwohl er keinen Überrock mehr besaß und der Sonntagsanzug, den er trug, aus dünnem Stoff war, fror Werner Sebald zunächst noch nicht. Leichte Schauer, die von Zeit zu Zeit seinen abgemagerten Körper durchrieselten, waren nur Folgen der Ermüdung und des unwiderstehlichen Schlafbedürfnisses. Vielleicht mochten es auch die ersten Anzeichen eines Fiebers sein; bewußt aber wurde ihm nichts davon. Die Hände vergrub er in den leeren Taschen seiner Hose, um den Armen, die ihm so schwer am Körper hingen, einen besseren Halt zu geben. Er merkte es nicht, daß seine Augen sich schlossen, daß ihm der Hut langsam vom Kopfe glitt.

Aber sein Schlummer war nicht tief. Er schreckte

Seite

Mannigfaltiges



Das Schweigen

Novelle von Alexander Cormans

Mit Bildern von A. Wald

Als es wieder zu dunkeln anfing, fand Werner Sebald in dem abgelegensten und am dichtesten verwachsenen Teil des Friedrichshains eine unbesetzte Bank, auf die er sich gänzlich abgemattet niederfallen ließ. Lang streckte er die Beine aus, und der Kopf fiel ihm nach hinten. Einige Minuten fühlte er nichts als das unsägliche Behagen des Ruhens. Den nagenden Hunger, der ihn seit dem frühen Morgen so grausam quälte, spürte er nicht mehr. Im Augenblick ließ die Müdigkeit kein anderes Empfinden aufkommen; er dachte so wenig an alle bisher erduldeten Leiden, als daran, was ihm noch an weiterem Elend bevorstand. Alles war ihm gleichgültig, wenn er nur nicht länger gezwungen sein sollte, einen Fuß vor den anderen zu setzen und immer neue Anstrengungen zu machen, um sich noch aufrecht zu halten. Der Herbstabend war windstill und mäßig kühl. Obwohl er keinen Überrock mehr besaß und der Sonntagsanzug, den er trug, aus dünnem Stoff war, fror Werner Sebald zunächst noch nicht. Leichte Schauer, die von Zeit zu Zeit seinen abgemagerten Körper durchrieselten, waren nur Folgen der Ermüdung und des unwiderstehlichen Schlafbedürfnisses. Vielleicht mochten es auch die ersten Anzeichen eines Fiebers sein; bewußt aber wurde ihm nichts davon. Die Hände vergrub er in den leeren Taschen seiner Hose, um den Armen, die ihm so schwer am Körper hingen, einen besseren Halt zu geben. Er merkte es nicht, daß seine Augen sich schlossen, daß ihm der Hut langsam vom Kopfe glitt.

Aber sein Schlummer war nicht tief. Er schreckte

sofort auf, als eine derbe Faust sich auf seine Schulter legte und sie ein wenig rüttelte.

„Holla! — Die Bank hier ist kein Nachtquartier. Wenn Sie schlafen wollen, gehen Sie nach Hause.“

Ein Schutzmann stand vor ihm, ein großer, ungeschlachter Mensch mit gewaltigem Schnurrbart. Einer von den Hünen, die für den Sicherheitsdienst in dieser übelberufenen Stadtgegend ausgesucht waren. Werner Sebald machte einen Versuch, sich aufzuraffen; aber da er spürte, daß alle Muskeln und Gelenke ihm den Gehorsam versagten, gab er es gleich wieder auf. Demütig bat er: „Lassen Sie mich noch ein wenig sitzen. Ich bin so müde. Wenn ich nur ein bißchen geruht habe, gehe ich schon weiter.“

Der Schutzmann sah ihn unschlüssig an. Er schien gutmütig geartet zu sein, und der bescheidene Ton der Erwiderung stimmte ihn offenbar nachsichtig. Er hielt den jungen Mann nach seiner Ausdrucksweise und seiner Kleidung für einen Angehörigen der besseren Stände.

„Na, wenn es Ihnen nichts ausmacht, sich von einem Leichenfledderer ausplündern zu lassen — meinetwegen. Gewarnt sind Sie. — Guten Abend!“

Er ging, und Werner Sebald lauschte voll Dankbarkeit auf den langsam verhallenden Klang seiner schweren Schritte. Es gab doch noch gute, mitleidige Menschen. Daß die Schutzleute nicht die schlimmsten waren, wußte er seit der Zeit, da es ihm so schlecht ging. Für die nächsten zwei Stunden, so hoffte er, würde man ihn nun nicht weiter stören. Er zog die abgematteten, brennenden Füße unter die Bank, rückte sich ein wenig zurecht und schlief wieder ein.

Die Sterne glänzten hell in den Lücken zwischen den

Baumwipfeln, und die halbe Dunkelheit einer klaren Nacht umgab ihn, als er abermals aufschreckte. Diesmal ermunterte er sich nicht sofort; aber er fühlte doch vom ersten Augenblick an, daß er auf der Bank nicht mehr allein war. Irgend etwas hatte seine in der Hosentasche steckende Hand berührt. Ohne zu überlegen, zog er sie rasch heraus und griff tastend neben sich. Als er dabei an einen lebendigen Körper stieß, erwachte er mit einem Ruck*).

„Verzeihung!" murmelte er. „Ich glaubte ..."

Das war also einer von den Leichenfledderern, vor denen der gutmütige Schutzmann ihn gewarnt, einer von den großstädtischen Verbrechern, die, wie er wußte, Eingeschlafene und Betrunkene auszurauben pflegen. Er fühlte sich von einem eisigen Strom durchrieselt; aber er war zu müde, um aufzuspringen und davonzulaufen.

„Na, was glaubten Sie denn?" klang eine halblaute Männerstimme grob und herausfordernd ihm ins Ohr. „Glaubten Sie Ihr Liebchen neben sich zu haben? Oder daß Sie zu Hause im Bett lägen? Ich verbitte mir, daß Sie mich anrühren. Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, so scheren Sie sich schleunigst davon."

So unfreundlich die Rede des Mannes klang, fühlte Werner Sebald doch seltsamerweise keine Furcht. Er dachte nicht daran, aufzustehen und fragte gleichmütig: „Warum soll ich nicht da sitzen bleiben? Ich bin müde und keinem Menschen im Wege."

„Mir sind Sie im Wege. Verstehen Sie? Wenn Sie ein anständiger Mensch sind, warum gehen Sie dann nicht nach Hause und legen sich schlafen?"

---

*) Siehe das Titelbild.

„Weil ich kein Obdach habe. Es ist schon die zweite Nacht, die ich unter freiem Himmel verbringe.“

Sebalds Augen hatten sich so weit an die Dunkelheit gewöhnt, um ihn erkennen zu lassen, daß der Fremde ein junger Mensch war; in dem mageren Gesicht erblickte er einen kleinen, dunklen Schnurrbart; den Verbrechertypus, wie er ihn sich vorstellte, zeigte es nicht.

„Sie sind ja ganz gut angezogen. Wie ein Obdachloser sehen Sie nicht aus. Und wenn Sie es doch sind, weshalb gehen Sie nicht ins Asyl?“

„Ich stand gestern abend lange vor dem Eingang, aber ich konnte mich nicht entschließen. Die Menschen, die da hineingingen ...“

„Ach so! Sie sind hochmütig. — Na, das verliert sich mit der Zeit. Übrigens — fünfzig Pfennige für eine Penne werden Sie doch wohl noch haben.“

„Nein! Für den letzten Groschen kaufte ich mir gestern etwas Brot. Seitdem habe ich nichts mehr gegessen.“

Er wußte nicht, warum er diesem nächtlichen Wegelagerer sein Elend offenbarte. Er tat es wohl nur, weil er sich so abgeschlagen fühlte und weil ihm alles gleichgültig geworden war. Angst fühlte er nicht mehr, und es war ihm auch nicht darum zu tun, Mitleid zu erregen.

„Wenn das kein Schwindel ist — wie sind Sie denn so weit heruntergekommen? Haben Sie gesessen?“

„Ja. — Deshalb ist es mir nicht gelungen, wieder eine Stellung zu finden.“

„Was für 'n Beruf haben Sie?“

„Ich war Buchhalter.“

„Ja, dann ist's freilich schwer. Sie müssen sich auf was anderes verlegen. Auf irgend 'ne Handarbeit. Vielleicht als Hausknecht, wenn Sie sonst nichts ver-

stehen. Da haben Sie 'ne Mark. Gehen Sie zu Mudicke, Landsberger Straße zweihundertzehn. Da kriegen Sie für das Geld 'ne kräftige Bohnensuppe und 'n Nachtquartier."

Sebald hielt das Geldstück in der Hand. Heiße Freude durchströmte ihn. Essen und schlafen! Auf einer bequemen Matratze; vielleicht gar in einem richtigen Bett. Er wollte sich bedanken, aber da fiel ihm ein, von wem das Geschenk kam; es war sicher gestohlenes Geld, das er zwischen den Fingern hielt. Und plötzlich brannte es ihn wie Feuer.

„Sie meinen es sehr gut," brachte er mit Anstrengung hervor. „Doch ich — ich möchte es lieber nicht annehmen. Erlauben Sie mir, daß ich es Ihnen zurückgebe. Ich fühle mich jetzt auch wieder kräftiger und möchte noch einmal in die Stadt. Gute Nacht!"

Er stand auf, obwohl er fast unerträglichen Schmerz in den Beinen und im Rücken spürte. Mit einer verächtlichen Gebärde reichte ihm der andere seinen vom Boden aufgelesenen Hut.

„Sie sind ein Schwindler oder ein Dummkopf," knurrte er. „Scheren Sie sich zum Geier!"

Werner Sebald versuchte ein paar unsichere Schritte. Er spürte nicht die geringste Möglichkeit, sich auch nur bis zur nächsten Bank schleppen zu können. Völlig erschöpft lehnte er sich an einen Baum. Und da überwältigten ihn das Bewußtsein seiner Schwäche und seines Elends, die Verzweiflung über seine trostlose Lage mit einem Male so völlig, daß ihm die Tränen aus den Augen stürzten; er schluchzte laut auf, wie ein von namenlosem Jammer gepacktes Kind.

Ein Arm schob sich unter den seinen, und wieder hörte er die Stimme des Mannes, der neben ihm auf

der Bank gesessen war: „Komm mit, Mensch! Daß du hier stehst und heulst, hat ja keinen Sinn."

Werner Sebald ließ sich fortziehen, wortlos und ohne sich zu sträuben. Wer auch der Fremde sein mochte, jetzt erfüllte ihn nur der eine Gedanke, daß es ein Mensch war, der sich seiner annahm. Und daß es einen solchen Menschen gab, erfüllte ihn mit unaussprechlicher Dankbarkeit. Die Schmerzen und die Zerschlagenheit empfand er nicht mehr so quälend wie zuvor. Er vermochte Schritt zu halten, und der Mut zum Leben erwachte wieder.

„Sie müssen nicht glauben, daß ich hochmütig bin," sagte er, nachdem sie eine Weile schweigend durch die nachtdunklen, menschenleeren Anlagen gegangen waren. „Wie sollte ich auch dazu kommen! Ich habe alles versucht — habe mich überall angeboten. Aber immer war es umsonst."

„Ja — laß nur. Ich weiß schon: du bist so einer von denen, die nicht in die Welt passen. Wofür hast du denn gesessen?"

„Wegen Unterschlagung."

„Und wie lange?"

„Zwei Monate."

„Na, dann kann's doch so schlimm nicht gewesen sein. War vielleicht ein Mädchen dabei im Spiel?"

„Wie können Sie das erraten? Ja — sie wollte immer Geschenke haben und ausgeführt sein. Wenn ich ihre Wünsche nicht erfüllte, drohte sie, mit mir zu brechen. Dadurch kam ich ins Unglück. Als ich ihr eines Tages in meiner Verzweiflung gestand, was ich getan, wollte sie nichts mehr von mir wissen. Sie hing sich an einen anderen."

„Du brauchst mir nichts weiter zu erzählen. Es

ist immer dieselbe Geschichte. Was fragt so ein Geschöpf danach, ob unsereins zugrunde geht! Wenn sie nur ihr Vergnügen haben. Aber man muß es ihnen eintränken — ja, das muß man, wenn man kein Feigling ist."

„Ach, ich denke nicht daran, mich an ihr zu rächen. Schließlich war es doch meine Schuld. Ich wünsche nur, daß ich sie nie wieder sehe."

„Dummkopf!" sagte der Fremde. Es klang diesmal mehr mitleidig als unfreundlich.

Sie waren aus dem Friedrichshain herausgekommen, ein Stückchen die breite Straße hinaufgegangen, die an seinem Rande dahinlief, und dann in eine schmale, alte Seitengasse eingebogen.

„Wir sind da," sagte der Unbekannte. „Ein Nachtlager kannst du bei mir haben."

Er öffnete mit einem Schlüssel die Tür des Hauses, vor dem sie standen. Als sie wieder hinter ihnen zugefallen war, leuchtete er mit einer elektrischen Taschenlampe voran, so daß Werner Sebald ihm durch den Hausflur und über den mit Handwagen und Kistenstapeln angefüllten Hof zu folgen vermochte, ohne irgendwo anzustoßen.

„Bleib hier stehen," raunte ihm sein Führer zu, als sie bis an den Eingang des Hintergebäudes gelangt waren. „Meine Leute brauchen nichts davon zu wissen, daß ich dich mitgebracht habe."

Er klopfte zweimal an eines der geschlossenen Fenster im Erdgeschoß. Nach einer Weile öffnete es sich um einen kleinen Spalt und etwas Weißes wurde dahinter sichtbar.

„Bist du's, Wilhelm?" fragte eine weibliche Stimme.

„Ja, Mutter! Du mußt mir den Wohnungsschlüssel herausreichen. Ich hab' meinen vergessen."

„Gleich, Wilhelm! Warum kommst du so spät? Es hat doch schon elf geschlagen."

„Ich habe noch ein Glas Bier getrunken. Dabei geht die Zeit hin."

„Jetzt aber bleibst du doch zu Haus?"

„Ja! Wo sollte ich denn noch hingehen? Ist Wuttke drinnen?"

„Nein. Er sagte, daß er in dieser Nacht nur vier Stunden dienstfrei wäre. Und da verlohnte sich's nicht, heim zu gehen. Aber du weißt ja, manchmal kommt er dann doch."

„Mir ist's ja auch einerlei. Leg dich jetzt nur wieder schlafen, Mutter! Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Wilhelm! Ich bin froh, daß du da bist. Ich hatte mich schon recht um dich geängstigt."

Das Fenster wurde wieder geschlossen, nachdem eine Hand den Schlüssel herausgereicht hatte, und eine Minute später schob Wilhelm seinen Schützling vor sich her durch eine Tür und über einen Vorplatz in einen einfenstrigen Raum. Er rieb ein Streichholz an und entzündete eine an der Wand befestigte Küchenlampe. Werner Sebald sah sich in einem kleinen Zimmer, dessen Einrichtung in der Hauptsache aus einem Schrank, einer Vorrichtung zum Waschen und zwei schmalen eisernen Lagerstätten bestand. Die Betten waren mit bunt gewürfeltem Stoff überzogen, aber sie schienen sehr sauber, und es waren jedenfalls richtige Federbetten.

„Da, Mensch! Leg dich in das da. Es ist meins. Bis gegen Morgen kannst du es allein haben."

„Ich weiß nicht, ob ich es annehmen kann. Wenn ich Ihnen Unbequemlichkeiten mache ..."

„Schwätz' keinen Unsinn! Solche Redensarten sind

bei uns nicht Mode. Mach, daß du in die Federn kommst. Du kannst ja kaum noch stehen."

Er hängte die Mütze, die er bis jetzt getragen, an einen Wandhaken und nahm einen weichen schwarzen Filzhut, den er aufsetzte. Dabei fiel mit lautem metallischen Poltern etwas zu Boden, und Sebald, der erschrocken aus seiner Schlaftrunkenheit aufgefahren war, sah, daß der andere hastig ein starkes eisernes Brecheisen aufhob, um es mit rascher Bewegung unter seinen Überzieher zu stecken.

„Glotz doch nicht so, Mensch! Was gehn dich meine Sachen an! Wenn du dich ausgezogen hast, vergiß nicht, die Lampe auszublasen, sie verqualmt sonst die Stube."

„Wollen Sie denn noch einmal fort?"

„Das siehst du doch. — Im übrigen, wenn wir gute Freunde bleiben sollen, darfst du nicht so viel fragen. Schlaf aus — dazu hab' ich dich hergebracht. Um alles andere brauchst du dich nicht zu kümmern."

Er zog den Hut tief in die Stirn, blieb kurze Zeit lauschend an der Tür stehen und drückte sie geräuschlos auf, um sie ebenso leise und vorsichtig hinter sich wieder zu schließen. Allerlei häßliche, beängstigende Gedanken schossen durch Werner Sebalds Hirn; aber er fühlte nicht mehr genug Spannkraft, einen von ihnen festzuhalten. Kaum, daß er noch seinen Rock abzulegen und die Stiefel von den schmerzenden, geschwollenen Füßen zu ziehen vermochte. Mit einem tiefen Aufseufzen unendlichen Wohlbehagens streckte er sich auf der knarrenden Lagerstätte aus, nachdem er die trüb brennende Lampe ausgelöscht hatte.

Schlafen — nur schlafen! Ob er in eine Räuberhöhle geraten war oder sich unter ehrlichen Menschen

befand — jetzt war ihm alles eins. Wenn er nur schlafen durfte — nur schlafen!

Die Augen fielen ihm sogleich zu; aber die überreizten Nerven machten seinen Schlummer unruhig und leise. Ohne vollständig munter zu werden, nahm er doch in unklaren, verschwimmenden Eindrücken wahr, was um ihn her geschah. Er hörte das Öffnen und Zufallen der Tür, spürte durch die geschlossenen Lider einen Lichtschimmer und hörte eine tiefe, rauhe Männerstimme sagen: „Schläfst du, Wilhelm? — Na ja, natürlich — wie ein Maulwurf." Auch ein Gepolter vernahm er, wie wenn schwere Stiefel rücksichtslos beiseite geworfen werden, und dann ein Schnaufen, Ächzen und Husten. Es verfolgte ihn bis in seine wirren Träume und wuchs in ihnen zu allerlei phantastischen, Schrecken und Entsetzen erregenden Geräuschen an. Aber er erhob darum nicht für einen Augenblick seinen tief in das Kissen gewühlten Kopf. Und endlich trug die Müdigkeit auch über die beklemmenden Traumgesichte den Sieg davon. Stundenlang lag er in bleischwerem, todähnlichem Schlaf. —

Es war noch nicht Tag, als ihm etwas wie ein Stich in die Augen fuhr und ihn mit einem Aufschrei in die Höhe jagte. Im Bette aufsitzend, schaute er wirr um sich her. Es war der voll auf sein Gesicht fallende grelle Schein der elektrischen Taschenlampe gewesen, der ihn geweckt hatte. Nun wurde sie umgedreht, und der Lichtkegel streifte über ein Menschenantlitz, das er schon früher gesehen: über ein junges, mageres Gesicht mit einem kleinen dunklen Schnurrbart. Aber es schien doch dasselbe Gesicht nicht mehr. Denn es war von fahler, fast aschgrauer Farbe und so unheimlich verzerrt, wie nur das höchste Entsetzen oder die wildeste



Leidenschaft menschliche Züge zu entstellen vermag. Eine heisere Stimme, die in nichts mehr an die Stimme des Mannes auf der Bank erinnerte, fuhr ihn an: „Was schreist du denn, Mensch! Sei still und schlaf weiter! Es tut dir kein Mensch was!"

Die Lampe erlosch, und die Lagerstätte an Sebalds Seite knirschte wie unter der Last eines Körpers, der sich schwer auf sie niedergeworfen. Werner gab keinen Laut mehr von sich, aber sein Schlafbedürfnis war verflogen. Mit offenen Augen lag er und lauschte in die nächtliche Stille. Deutlich glaubte er den Schlag seines eigenen Herzens zu hören. Aber dies ängstliche Pochen war nicht der einzige Laut, den er vernahm. Auch das keuchende, ungleichmäßige Atmen des Menschen auf dem anderen Bette peinigte ihn und sein häufiges Aufstöhnen, das von schwerer Qual erpreßt schien. Es war nicht mehr weit bis zum Morgen und doch schlichen ihm die wenigen Viertelstunden unerträglich langsam dahin. Nun wurde es allmählich hell. Immer deutlicher konnte er die Dinge im Zimmer unterscheiden; noch aber hatte er nicht gewagt, den Kopf nach der Seite hin zu wenden, wo er seinen Stubengenossen wußte. Da hörte er seine Stimme: „Sind Sie schon wach?"

„Ja, seit Sie heim kamen, habe ich nicht mehr geschlafen."

„Wie heißen Sie eigentlich?"

„Sebald — Werner Sebald. Und Sie?"

„Wilhelm Hoffers. — Ich möcht' Ihnen was sagen, Sebald! Es wäre mir lieb, wenn Sie jetzt aufständen und sich anzögen. Dann gehe ich mit Ihnen zu meiner Mutter hinüber und erzähl' ihr, Sie wären ein Bekannter, der mich schon in aller Frühe aufgesucht hat.

Sie braucht nicht zu wissen, daß Sie hier geschlafen haben, und daß ich in der Nacht fort war. Können Sie den Mund halten?"

„Ich werde gewiß nichts sagen. Aber vielleicht ist es besser, wenn ich gleich fortgehe."

„Warum denn? Sie sollen doch was essen und sich ordentlich ausruhen. Heute ist Sonntag. Da können Sie in der Stadt doch nichts unternehmen. Ich will, daß Sie hier bleiben."

Er sprach jetzt viel ruhiger und freundlicher als in der Nacht, aber Sebald hatte dennoch nicht den Mut, sich ihm zu widersetzen. Die Erinnerung an das Gesicht, das er bei seinem letzten Erwachen gesehen hatte, erfüllte ihn noch mit Grauen. Bleich und krankhaft angegriffen schien es noch immer, wenn auch in seinen Zügen nicht mehr jener Ausdruck wilden Entsetzens lag. Wer aber bürgte ihm dafür, daß nicht ein Wort des Widerspruchs, eine Ablehnung seines vielleicht gutgemeinten Vorschlages hinreichen würde, den Mann aufs neue in zornige Erregung zu versetzen. Ein unheimlicher und gefährlicher Bursche schien er ihm doch zu sein. So tat er gehorsam, wie ihm geheißen worden war. Und auch der andere, der völlig angekleidet auf dem Bett gelegen war, brachte seinen Anzug in Ordnung.

„Kommen Sie, Sebald!" sagte er. „Ich verlasse mich darauf, daß Sie sich nicht verplappern."

Auf der anderen Seite des Vorplatzes lag die Wohnstube, in die er ihn führte. Und da erlebte Werner Sebald eine große Überraschung. Wie in einer Verbrecherhöhle sah es hier wahrlich nicht aus; ein heller, hübscher, freundlicher Raum, sauber und anheimelnd wie das „gute Zimmer" ehrbarer Bürgersleute. Hinter blütenweißen Gardinen sorglich gepflegte Blumenstöcke



an den Fenstern, hübsche Porzellanvasen auf den Schränken, eingerahmte Familienbilder und ein paar nette Farbdrucke an den Wänden. Sogar der lustig schmetternde Kanarienvogel im Messingbauer fehlte ebensowenig als die gehäkelten Deckchen auf Sofa und Polsterstühlen.

„Setzen Sie sich, Sebald!“ lud Wilhelm Hoffers beinahe höflich ein. „Ich werde erst mal draußen in der Küche ein paar Worte mit meiner Mutter reden.“

Die Verständigung mußte rasch vor sich gegangen sein, denn er kam bald zurück — begleitet von einer ältlichen Frau mit verhärmtem, aber sanftem und gutmütigem Gesicht.

„Guten Morgen!“ begrüßte sie, ihm die Hand reichend, den frühen Gast. „Sie sind ein Bekannter von Wilhelm. Es ist recht, daß Sie gekommen sind, und daß Sie den Sonntag bei uns verbringen wollen. Setzen Sie sich nur aufs Sofa. Der Kaffee ist gleich fertig. Wenn Gertrud sich schon angezogen hat, können wir trinken.“

Zugleich mit dem Kaffee erschien die angekündigte Gertrud, ein großes, hübsches Mädchen von vielleicht einundzwanzig Jahren. In ihrer weißen Bluse und dem gut sitzenden blauen Kleiderrock glich sie einer jungen Dame aus den besseren Ständen. Mit den weichen und sanften Zügen ihres von schönem braunem Haar umrahmten Gesichts glich sie viel mehr der Mutter als dem unruhig und finster blickenden Bruder. Auch sie reichte dem mit wenig Worten vorgestellten Besucher freundlich die Hand, und Werner Sebald saß vor dem Kaffeetisch, auf dem sogar ein Sonntagskuchen prangte, wie wenn er aus Hunger und Elend jäh in ein Märchenschloß versetzt worden wäre.



„Greifen Sie zu, Herr Sebald," mahnte Frau Hoffers. „Bloß nicht zimperlich tun. Wilhelm sagt, Sie hätten seit zwei Tagen nichts Ordentliches mehr gegessen, weil Sie doch außer Stellung sind. Gib Herrn Sebald ein Stück Kuchen, Gertrud! Du mußt darauf achten, daß er ordentlich ißt. Von uns dürfen Sie heute nicht hungrig weggehen."

Das junge Mädchen legte ihm vor mit wohlgeformten Händen und liebenswürdig ermunternden Worten. Seine Seele floß über von Rührung und Dankbarkeit. Nur wer die Not des Lebens kennen gelernt hatte wie er, konnte den Wert menschlicher Güte so tief empfinden.

„Du siehst wieder recht elend aus, Wilhelm," sagte die Frau mit einem sorgenvollen Blick auf das magere Gesicht ihres Sohnes. „Hast du nicht gut geschlafen?"

„Doch, Mutter — wie ein Stein. Es gab in den letzten Tagen ein bißchen viel zu tun in der Fabrik. Daher mag es wohl kommen."

Es war immer etwas Achtungsvolles und Ehrerbietiges in seiner Rede, wenn er zu der Mutter sprach. Werner Sebald fing an, irre zu werden an der Wirklichkeit seiner nächtlichen Erlebnisse. War es denn möglich, daß er hier an einem Tische saß mit dem Menschen, dessen Hand er in seiner Tasche zu fühlen geglaubt hatte — mit dem unheimlichen Gesellen, der um Mitternacht ausging, mit einem eisernen Brecheisen unter dem Rock und der vor Tagesanbruch heimkehrte mit einem Gesicht, wie wenn alle Furien der Hölle hinter ihm her wären? Und diese Frauen, denen Herzenswärme und Herzensgüte aus den Augen leuchteten, konnten sie die Mutter und die Schwester eines nächtlichen Wegelagerers, eines Verbrechers sein? Er fand

die Lösung des Rätsels nicht, und je wonniger ihn das Gefühl eines längst nicht mehr gekannten Wohlbehagens umspann, desto bereitwilliger gab er es auf, sie zu suchen. Wilhelm hatte sich bald entfernt, weil er, wie er sagte, eine Verabredung hatte, ihn aber ließ man nicht fort. Und märchenhaft glücklich, wie er begonnen hatte, verlief ihm der Tag. Während Frau Hoffers in der Küche tätig war, blieb er mit der Tochter allein. Sie hatte sich mit einer Näharbeit ans Fenster gesetzt und plauderte mit ihm wie mit einem alten Bekannten. Er erfuhr, daß sie in einem großen Geschäftshause angestellt sei, wo sie die Expedition der gekauften Waren zu überwachen habe, während ihr Bruder als Schlosser in einer Maschinenfabrik arbeite. Der Vater war längst tot, und es war ihr Stolz, daß die Mutter nicht mehr ums tägliche Brot zu schaffen brauche. Dann begann sie zu fragen, und die Aufrichtigkeit ihrer Teilnahme machte ihn mitteilsam. Bis auf seine Verirrung hatte sie bald die ganze Geschichte seines Lebens erfahren. Und auch von seiner gegenwärtigen Notlage sprach er offen und ohne jeden Rückhalt. Da hob sie den hübschen Kopf von ihrer Arbeit und sah ihn ein paar Sekunden lang nachdenklich an.

„Unser Geschäftsführer ist ein sehr guter, hilfreicher Mensch," sagte sie. „Ich glaube, wenn Sie ihn darum angingen, würde er Ihnen Beschäftigung geben."

„Ach, ich habe keine Hoffnung mehr. Ich versuchte schon so viel und bin so weit heruntergekommen, daß ich gar nicht mehr den Mut aufbringe, mich irgendwo vorzustellen."

„Dann kann ich ja mit ihm sprechen. Es ist vielleicht auch besser so."

Werner Sebald wurde brennend rot: „Nein, Fräulein

Hoffers, das sollen Sie nicht tun. Es würde doch zu nichts führen. Ich finde ja nur deshalb keine Anstellung, weil — weil ich bestraft bin."

Und hastig, um es schnell vom Herzen zu haben, erzählte er ihr von seiner Verfehlung und ihren Folgen. Die Ursache freilich, die er ihrem Bruder angegeben, erwähnte er nicht.

Aufmerksam hörte sie ihm zu. Als er geendet, hob sie wieder die klaren braunen Augen zu seinem Gesicht: „Ich werde trotzdem morgen früh mit dem Geschäftsführer reden. Weil Sie sich ein einziges Mal vergessen haben, können Sie doch nicht Ihr Leben lang brotlos und unglücklich bleiben."

Dann begann sie von etwas anderem zu plaudern, und Werner Sebald empfand mit tiefer Freude, daß sie ihn nicht weniger freundlich behandelte als vor seinem Geständnis. Eine vorwurfsvolle Frage an das Schicksal aber wurde in seinem Herzen laut, die Frage: Warum habe ich in meinen guten Tagen nicht diesem Mädchen begegnen dürfen, statt der anderen? Wie glücklich wäre ich dann vielleicht heute.

Um die Mittagszeit kam Wilhelm zurück. Seine Stiefel waren bestaubt wie nach einer langen Wanderung.

„Hat jemand nach mir gefragt?" erkundigte er sich hastig.

Aber es hatte niemand nach ihm gefragt.

Zum Essen fand sich noch ein Tischgenosse ein, ein grobknochiger, vollbärtiger Mann im Arbeitsanzuge und mit geschwärzten Händen.

Sebald erfuhr, daß es Herr Wuttke sei, ein Aftermieter der Frau Hoffers, Wilhelms Stubengefährte und Lokomotivheizer von Beruf. Die Stimme des Mannes klang sehr tief und rauh; er wurde von einem bösen

Katarrh geplagt, der ihn zu unaufhörlichem Husten nötigte. Als man bei Tische saß, äußerte er sich ungehalten über die Hartnäckigkeit seines Leidens.

„Da bin ich nun kurz vor Mitternacht nach Hause gekommen," klagte er, „und habe mich bis vier Uhr herumgewälzt. Nicht eine Minute hat der verdammte Husten mich schlafen lassen. Es ist gut, Wilhelm, daß du einen so gesunden Schlaf hast. Sonst wärst du auch um deine Nachtruhe gekommen. Aber du hast dich die ganze Zeit nicht gerührt. Und als ich wegging, lagst du noch genau so in den Federn wie bei meiner Ankunft. So ein Murmeltier möcht' ich auch sein, hab' ich gedacht."

Mit einem raschen Blick streiften Wilhelms Augen über Sebalds Gesicht. Dann zwang er sich zu lächeln.

„Da hörst du's, Mutter — wegen Schlaflosigkeit ist es also gewiß nicht, wenn ich ein bißchen schlecht aussehe."

Das fast schon geschwundene Unbehagen regte sich in Werner Sebald aufs neue. Wenn Gertruds Bruder etwas auf dem Gewissen hatte, so machte es ihn beinahe schon zu seinem Mitschuldigen, daß er jetzt geschwiegen und den Lokomotivheizer in seinem Irrtum gelassen hatte. Aber er konnte den Menschen, der ihm im tiefsten Elend zum Wohltäter geworden war, doch nicht hier vor seinen Angehörigen Lügen strafen. Und er hatte ihm ja auch ausdrücklich versprochen, zu schweigen.

Am Nachmittag überfiel Sebald wieder die durch den kurzen Schlummer nur vorübergehend verscheuchte Müdigkeit. Gertrud mußte ihm angesehen haben, wie schwer er dagegen ankämpfte, denn sie sprach leise mit ihrer Mutter, und Frau Hoffers sagte ihm daraufhin, sie hätten noch eine Kammer mit einem Bett, in der bis vor kurzem ein Schreiber gewohnt hätte. Vom Diens-

tag ab sei sie zwar an ein junges Mädchen aus dem Geschäftshause vermietet, aber bis dahin könne er gerne darin schlafen. Es wäre vielleicht am besten, wenn er sich gleich auf ein Stündchen niederlege, zumal sie mit Gertrud ausgehen wolle, eine Verwandte zu besuchen.

An diesem Tage sah Werner seine neuen Freunde nicht mehr, denn er schlief traumlos bis zur Frühe des nächsten Morgens. Da klopfte es, und Frau Hoffers rief durch die geschlossene Tür: „Ziehen Sie sich an, Herr Sebald! Jetzt werden Sie doch wohl ausgeschlafen haben. Und Gertrud meint, es wäre am besten, wenn Sie gleich mitgingen, um sich dem Geschäftsführer vorzustellen, nachdem sie mit ihm gesprochen haben wird."

Auf dem Stuhl vor seinem Bette fand er ein sauberes Hemd und einen frisch gebügelten Kragen. Er zweifelte nicht, daß er auch dies der Fürsorge Gertruds zu danken habe, und beeilte sich, mit dem Ankleiden fertig zu werden. Sie erwartete ihn und nickte ihm freundlich zu: „Sie sehen schon wieder viel besser aus, Herr Sebald! Nun nehmen Sie aber auch Ihren Mut zusammen; es darf nicht so aussehen, als ob Sie selbst sich schon halb verloren gäben."

Eine halbe Stunde mußte er in einem Vorraum des Geschäftshauses warten, dann wurde er gerufen, und der Geschäftsführer, ein älterer, freundlicher Mann, empfing ihn mit wohlwollendem Ernst. Nachdem er eine Reihe von Fragen gestellt hatte, sagte er: „Fräulein Hoffers steht hier in großer Achtung, und ich nehme an, Sie würde Sie nicht empfohlen haben, wenn Sie es nicht verdienten. Wir wollen einen Versuch mit Ihnen machen. Fräulein Hoffers sagte mir auch, daß Sie ohne Mittel sind. Sie sollen die Hälfte Ihres ersten Monatsgehalts als Vorschuß haben, der nach und nach abge-

zogen werden kann. Davon können Sie Ihre von der letzten Wirtin einbehaltenen Sachen einlösen, sich ein Zimmer mieten und vorläufig Ihren Lebensunterhalt bestreiten. Wenn Sie mehr brauchen, wenden Sie sich vertrauensvoll an mich. Sie können gleich mit der Arbeit anfangen. Begleiten Sie mich ins Kontor, und machen Sie dem jungen Mädchen, das so herzlich für Sie eingetreten ist, keine Schande."

Als Werner Sebald mittags auf der Straße Gertrud erwartete, standen seine Augen voll Tränen: „Wie soll ich Ihnen jemals danken, was Sie an mir getan haben!"

Lächelnd wehrte sie ab: „Reden Sie nicht davon. Wenn wir Armen uns nicht gegenseitig beistehen wollen, von den Reichen haben wir nicht viel zu erwarten."

In den nächsten drei Tagen war seine freie Zeit ganz ausgefüllt von den Bemühungen, sich wieder auf die Lebensführung eines anständigen Menschen einzurichten, so daß er nicht dazu kam, Frau Hoffers aufzusuchen. Gertrud aber sah er täglich, denn die Art seiner Beschäftigung nötigte ihn, zuweilen in die Abteilung hinüberzugehen, wo sie als tüchtige, umsichtige Gebieterin schaltete. Wenn sie auch bei solchen Gelegenheiten nicht viel miteinander sprachen, so boten ihm die kurzen Begegnungen doch immer lebhaft ersehnte und glückliche Augenblicke. Nie hatte er für ein weibliches Wesen so tiefe und innige Verehrung empfunden als für dies junge Mädchen, zu dem er in heißer Dankbarkeit als zu seiner Erretterin aufblickte. Und wenn er auch nicht wagte, solchen Empfindungen Worte zu geben, so glaubte er doch aus der Freundlichkeit ihres Benehmens zu schließen, daß sie ahnte, wie es in ihm aussah, und daß sie nicht ungehalten darüber war.

Als er am Vormittag des vierten Tages wieder in die Abteilung kam, fand er Gertrud nicht an ihrem Platz und fragte besorgt nach der Ursache ihres Ausbleibens.

Die junge Packerin, die in der Kammer bei Hoffers wohnte, sagte: „Sie ist nicht gekommen, weil sie bei ihrer kranken Mutter bleiben mußte. Als ihr Sohn heute nacht von den Kriminalbeamten geholt wurde, hatte sie einen Anfall, von dem sie sich gar nicht erholen kann."

„Geholt? — Von der Polizei?" fragte Sebald mit kreideweißem Gesicht. „Ja, weshalb denn? Was hat er getan?"

„Er soll doch den Mord im Friedrichshain begangen haben. Es steht ja schon in der Zeitung."

„Einen Mord? Ich weiß von nichts. Wer ist ermordet worden? Und wann — wann ist es geschehen?"

„In der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag. Einen reichen Rentner, der gegen Morgen von einem Trinkgelage durch den Friedrichshain nach Hause ging, haben sie totgeschlagen und ausgeraubt. Es heißt, Wilhelm Hoffers wäre schon so gut wie überführt. Aber seine Mutter und seine Schwester glauben nicht daran. Sie behaupten, er wäre die ganze Nacht daheim in seinem Bette gewesen. Da kann er es doch nicht gewesen sein."

Werner Sebald wankte hinaus. Vor seinen Augen flimmerte es und ihm war so schwindlig, daß er sich an die Wand des Ganges lehnen mußte. Ein Mörder! Gertrud die Schwester eines Raubmörders! Und er hatte sie so lieb, so unsagbar lieb. Gott im Himmel, was sollte daraus werden!

Bald darauf las er in der Morgenzeitung:

„In später Nachtstunde erhalten wir die Nachricht,

daß es der Kriminalpolizei gelungen ist, den mutmaßlichen Mörder des Rentners Breidenbach oder wenigstens einen seiner Mörder festzunehmen. Der in einer Maschinenfabrik beschäftigte Schlosser Wilhelm Hoffers wurde unter dem dringenden Verdacht der Täterschaft in der Wohnung seiner Mutter verhaftet. Durch die Aussage eines Werkmeisters, unter dem er früher gearbeitet hat, erscheint er schwer belastet. Er leugnet, doch ist ihm die Tat um so eher zuzutrauen, da er wegen Körperverletzung vorbestraft ist. Seiner Angabe, daß er die fragliche Nacht in der Wohnung seiner Mutter zugebracht habe, wird von der Polizei wenig Glaubwürdigkeit beigemessen."

Dieser letzte Satz brachte Werner Sebald zum Bewußtsein, daß dies Gräßliche nicht allein eine Angelegenheit fremder Menschen war, sondern daß es auch ihn anging. Wenn sonst keiner gewußt hätte, daß Wilhelm Hoffers in jener Nacht nicht daheim in seinem Bette gewesen war, er wußte es. Und wenn man ihn darum befragte, mußte er es sagen. Das Schicksal des Menschen, der ihn aus Elend und Schande errettet hatte — es war vielleicht in seine Hand gegeben. Und er konnte ihm nicht helfen. Denn wenn man ihn fragte, blieb ihm doch keine Wahl.

In der Mittagspause verschaffte er sich eine Montagszeitung, die einen ausführlichen Bericht über den Mord im Friedrichshain enthielt. Er enthielt im wesentlichen nichts Neues. Der Rentner Breidenbach, ein ältlicher Hagestolz und Lebemann, war in der Sonntagnacht zwischen drei und vier Uhr von einem patrouillierenden Schutzmann auf einem Seitenwege im Friedrichshain tot aufgefunden worden. Er hatte die Unvorsichtigkeit begangen, von einer lang ausgedehnten Zecherei durch

den unbeleuchteten Park heimzukehren, und er mußte dabei in die Hände von Wegelagerern gefallen sein. Mit irgend einem stumpfen Mordinstrument war ihm auf gräßliche Weise der Schädel zertrümmert worden; von den Wertsachen, die er nachweislich mit sich geführt, fand sich nichts mehr bei der Leiche. Die Tat mußte kurze Zeit vor der Auffindung des Toten verübt worden sein, denn Breidenbach hatte bis gegen drei Uhr im Kreise seiner Freunde gesessen. Auffällig war, daß ein unbekannter, anscheinend sehr aufgeregter Mann dem in einiger Entfernung vom Tatorte ahnungslos dahinschreitenden Schutzmann in hastigen Worten die Mitteilung gemacht hatte, ein paar Dutzend Schritte hinter dem Unterstandshäuschen liege ein Mann in seinem Blute. Der Beamte möge sich beeilen, vielleicht sei Rettung noch möglich. Der Schutzmann hatte den Menschen aufgefordert, ihn zu der Stelle zu begleiten; er sei auch ein kleines Stück Weges mit ihm gegangen, dann aber plötzlich zwischen den Baumstämmen verschwunden. Die Polizei nahm deshalb an, daß es sich um einen am Verbrechen beteiligten, vielleicht von Reue gepackten Helfer gehandelt habe. Es werde eifrig nach dem Menschen gefahndet.

Das war alles; aber für Werner Sebald war es mehr als genug. Er zweifelte nicht an Wilhelm Hoffers' Schuld und fühlte sich niedergeschlagener und mutloser als zuvor in seinen schlimmsten Stunden. Alle seine Gedanken waren bei Gertrud. Er sehnte sich danach, sie zu sehen, sie aufzurichten, ihr beizustehen. Aber er konnte doch nicht zu ihr gehen. Jedes Wort, das er zu ihrem Trost und zu ihrer Ermutigung sprechen würde, wäre Lüge gewesen, gegen seine Überzeugung und sein Gewissen. Ihr die Wahrheit zu sagen, die das Verdam-

mungsurteil ihres Bruders enthielt, würde er nicht das Herz haben. Und wenn er sie durch Verschweigen belog, wie würde er dann vor ihr dastehen, wenn alles offenkundig geworden war! Und die Tat konnte doch nicht unaufgeklärt bleiben. — Von Stunde zu Stunde wartete er, daß ihn die Aufforderung erreichen würde, Zeugnis gegen Wilhelm Hoffers abzulegen. Und er begriff nicht, wie Tag um Tag verstreichen konnte, ohne daß sie kam. Volle zwei Wochen blieb Gertrud dem Geschäftshause fern, weil sie an das Krankenbett der Mutter gefesselt war. Dann nahm sie ihre Beschäftigung wieder auf, blasser und schmalwangiger als früher, aber mit der ruhigen Zuversicht eines unerschütterlichen Vertrauens auf das, was sie irdische und himmlische Gerechtigkeit nannte. Werner Sebald war inzwischen in einer Abteilung beschäftigt worden, die ihn mit der Expedition nicht mehr in Berührung brachte; so kam es, daß er erst zwei Tage nach ihrem Wiedereintritt beim Fortgehen mit ihr zusammentraf. Er fühlte, daß sein Verhalten sie befremdet hatte, und daß sie ihn vorwurfsvoll fragend ansah. Aber er wußte zur Erklärung seines Fernbleibens nichts vorzubringen als einige ungeschickt gestammelte Worte, deren Sinn er selber kaum verstand. Er fragte nach dem Befinden der Frau Hoffers, und sie erwiderte, auch ihre Mutter habe sich jetzt beruhigt, weil die Schuldlosigkeit Wilhelms erwiesen sei. Einzig auf die falsche Aussage eines schlechten Menschen hin könne man ihn ja nicht verurteilen. Zaghaft erkundigte sich Sebald, was für eine Aussage das sei, denn er hatte in den Zeitungen nichts mehr über den Fall Hoffers gefunden. Da erzählte sie, daß der Werkmeister Nolte das ganze Verhängnis heraufbeschworen habe, indem er einige Tage

nach dem Morde bei der Polizei die Anzeige erstattete, er hätte Wilhelm Hoffers, den er genau kenne, in der fraglichen Nacht kurz vor vier Uhr in unmittelbarer Nähe des Tatortes gesehen.

„Es ist eine abscheuliche Lüge," fügte sie hinzu, „denn Herr Wuttke will beschwören, daß Wilhelm zu dieser Zeit neben ihm im Bette gelegen und geschlafen hat. Aber das Unglück will, daß nun auch der Schutzmann behauptet, in Wilhelm den Mann zu erkennen, der ihm von dem Morde Mitteilung gemacht hat. Er irrt sich; es kann sich um eine zufällige Ähnlichkeit handeln, das ist aber auch alles. Und der Irrtum muß sich aufklären. Das ist doch auch Ihre Überzeugung, Herr Sebald?"

Er sprach etwas davon, daß heute wohl kein Schuldloser mehr Gefahr liefe, verurteilt zu werden, aber seine Worte mußten wohl nicht überzeugt geklungen haben. Gertrud sah ihn verwundert an und verabschiedete sich ziemlich schnell. In der Folge blieb er immer eine halbe Stunde über seine Zeit im Geschäft, um einer nochmaligen Begegnung auszuweichen, obwohl ihm fast das Herz darüber brechen wollte, daß er sie fliehen mußte — sie, die ihm doch allgemach das Liebste und Teuerste auf Erden geworden war. Aber er hatte unsagbare Qualen ausgestanden, während er mit ihr sprach, und fühlte sich nicht stark genug, eine Wiederholung dieser Pein zu ertragen. Wochen vergingen, ohne daß er eine gerichtliche Vorladung erhalten oder etwas Weiteres über den Verlauf der Untersuchung gegen Wilhelm Hoffers erfahren hätte.

Eines Tages las er, daß der Termin für die Schwurgerichtsverhandlung gegen Hoffers unmittelbar bevorstand. Und als er gekommen war, erbat er sich Urlaub

für diesen Tag, denn er wußte, daß er es nicht an seinem Schreibpult aushalten würde, mit dem Bewußtsein, daß eben jetzt die Entscheidung fiel über Wilhelm Hoffers' Geschick und damit auch über das Schicksal seiner Angehörigen. Es war nicht seine Absicht gewesen, den Gang der Verhandlung mitanzuhören, aber er strich eine Zeitlang ruhelos um das Justizgebäude herum. Und plötzlich — er wußte kaum, wie es geschehen war — stand er doch auf dem breiten Gang vor dem Sitzungssaal. Als fast zu gleicher Zeit einige Leute aus dem Zuhörerraum heraustraten, drängte er sich an ihnen vorbei in den dicht gefüllten Saal. Er sah Wilhelm Hoffers auf der Anklagebank sitzen, sehr hohlwangig und bleich, aber anscheinend ruhig, und er erkannte in dem für die Zeugen bestimmten Raum auch Gertrud Hoffers und ihre Mutter. Die Verhandlung hatte längst begonnen, und die Vernehmung des Angeklagten war vorüber. Vor der Schranke, an welche die Zeugen treten mußten, wenn sie ihre Aussage machten, stand eben ein gut gekleideter, ansehnlicher Mann von etwa dreißig Jahren.

„Herr Zeuge Nolte," sagte der Vorsitzende, „Sie haben gehört, was der Herr Verteidiger soeben vorgebracht hat. Er behauptet, Sie seien mit dem Angeklagten verfeindet. Ist das richtig?"

„Auf meiner Seite besteht keine Feindschaft gegen ihn. Aber er hat mich allerdings schon mit Totschlagen bedroht."

„Wie ging das zu? Sie müssen ihm doch Anlaß zu solcher Drohung gegeben haben."

„Es war wohl deshalb, weil ich eine Zeitlang mit einem Mädchen gegangen bin, das vorher seine Braut gewesen war."

„Er hat sie mir abspenstig gemacht, Herr Präsident,“ mischte sich der Angeklagte ein. „Mit Geschenken und Heiratsversprechungen. Nachher hat er sie sitzen lassen. Er ist ein Schuft.“

„Mäßigen Sie sich, Angeklagter, und warten Sie, bis Sie gefragt werden. Verhält sich das so, Herr Zeuge?“

Der Werkmeister Nolte schwieg.

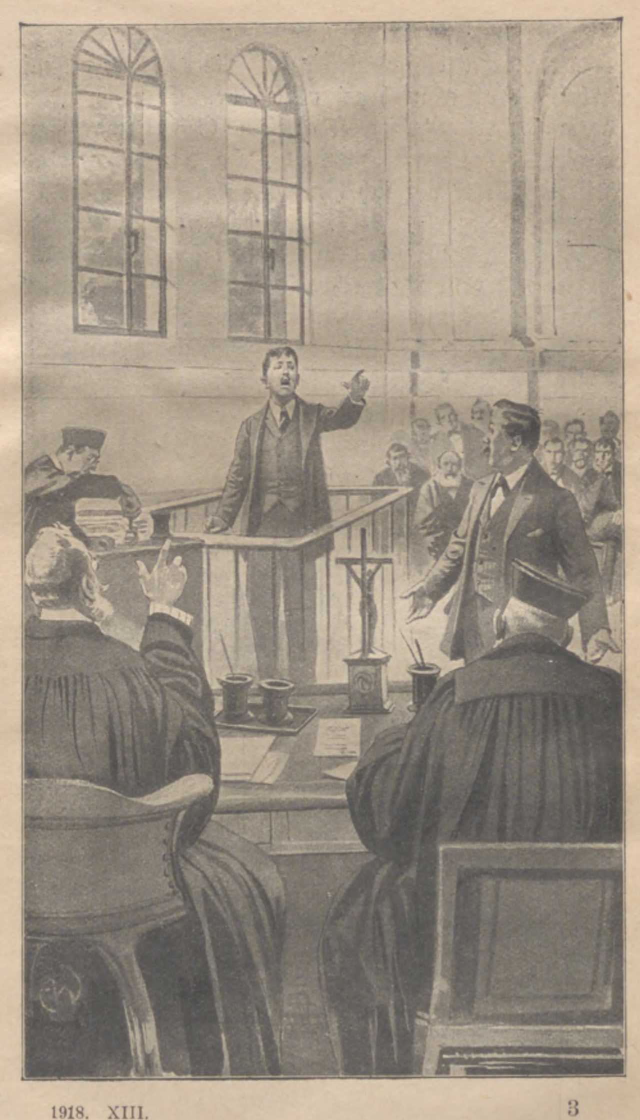
Der Verteidiger erklärte: „Ich beantrage nochmals, den Zeugen nicht zu vereidigen. Er ist zweifellos gegen den Angeklagten voreingenommen. Wir werden nachher die Aussage eines unbefangenen und unbescholtenen Mannes hören, die sich mit der Erzählung Noltes nicht vereinigen läßt.“

„Der Gerichtshof wird sich über den Antrag der Verteidigung später schlüssig machen. Erzählen Sie jetzt, Herr Zeuge, was Sie in der fraglichen Nacht wahrgenommen haben.“

„Ich kam von der Nachtarbeit aus der Fabrik und mußte dabei, wie immer, meinen Weg durch den Friedrichshain nehmen. Da ich um halb vier fortgegangen war, muß es kurz vor vier Uhr gewesen sein. Bei dem Unterstandshäuschen sah ich in ziemlich schnellem Lauf einen Mann auf mich zukommen. Weil man im Friedrichshain zur Nachtzeit oft allerlei gefährlichem Gesindel begegnet, faßte ich den Menschen von vornherein scharf ins Auge. Und als er näher kam, sah ich, daß es Hoffers war.“

„Ist es nicht möglich, daß Sie sich täuschen? Bedenken Sie, wieviel von Ihrer Aussage abhängt.“

„Nein, Herr Präsident — ich täusche mich nicht. Ich kenne ihn doch genau. Erst dachte ich, daß er mir vielleicht aufgelauert hätte. Denn er weiß, daß ich sehr



oft des Nachts diesen Weg gehe. Aber er lief an mir vorbei, als ob er mich gar nicht sähe. Er muß furchtbar aufgeregt gewesen sein; sein Gesicht war ganz verstört, er hatte den Hut in der Hand und redete abgerissene Worte vor sich hin. Ich dachte, er wäre betrunken."

„Als Sie dann von dem Morde lasen, brachten Sie Hoffers mit dem Verbrechen in Verbindung. Warum haben Sie das nicht sofort den Behörden mitgeteilt?"

„Es fiel mir erst später ein. Man hält einen, den man als ordentlichen Menschen gekannt hat, doch nicht ohne weiteres für einen Raubmörder."

„War Ihnen bekannt, daß Hoffers schon wegen Körperverletzung bestraft ist?"

„Ja. Er hatte einen Fuhrmann, der seine abgetriebenen Pferde peinigte, verprügelt. Dazu kann einer kommen, auch wenn er sonst ein ruhiger, friedliebender Mensch ist."

Der Zeuge durfte zurücktreten, und der Schutzmann Braun wurde aufgerufen. Werner Sebald erkannte ihn sofort. Es war der Hüne mit dem mächtigen Schnurrbart, der ihn geweckt und vor den Leichenfledderern gewarnt hatte. Er erzählte von dem Manne, der ihm mitgeteilt habe, bei dem Unterstandshäuschen läge ein Verwundeter oder Toter, und der dann plötzlich von seiner Seite verschwunden war.

„Sehen Sie sich den Angeklagten an. Ist das der Mann, mit dem Sie gesprochen haben?"

„Ich glaube bestimmt, daß er es ist, Herr Präsident."

„Sie glauben es nur? Sie sind Ihrer Sache also nicht gewiß? Nach dem Protokoll lautete Ihre Aussage in der Voruntersuchung wesentlich bestimmter."

„Es sind mir nachträglich noch Bedenken gekommen. Der Mann hatte den Hut tief in die Stirn gedrückt, so daß man sein Gesicht nicht recht deutlich sehen konnte. Und dann war es doch auch noch dunkel. Aber wenn er es nicht gewesen sein sollte, muß er ihm allerdings sehr ähnlich sehen.“

Der Verteidiger schrieb eifrig. Nach einigen weiteren Fragen, die nichts Neues zutage förderten, war auch die Vernehmung des Schutzmannes vorläufig beendet, und der Gerichtsdiener rief: „Der Zeuge Wuttke!“

Breitspurig stapfte der Lokomotivheizer in seinem Sonntagsanzug vor die Schranke. Er begrüßte den Gerichtshof mit einer linkischen Verbeugung und begann zu husten.

„Der verdammte Husten!“ brummte er. „Ich kann ihn nicht los werden. Keine Nacht Schlaf — man kommt dabei ganz auf den Hund.“

„Sie waren der Stubengenosse des Angeklagten Hoffers. Erinnern Sie sich, ihn in der Nacht von Sonnabend dem siebzehnten auf Sonntag den achtzehnten Oktober gesehen zu haben?“

„Jawohl! Als ich gegen zwölf Uhr nachts vom Dienst heim kam, lag er im Bett, und als ich um vier Uhr wegging, lag er immer noch da.“

„Sie irren sich nicht?“

„I, wo werd' ich mich denn irren! Ich hab' doch meine Augen im Kopf. Frau Hoffers sagt ja auch, Wilhelm wäre gleich nach elf Uhr nach Hause gekommen. Sie hat ihm selber den Schlüssel hinausgereicht.“

„Was Frau Hoffers sagt, darf Sie nicht kümmern. Wir haben es hier lediglich mit Ihren eigenen Wahrnehmungen zu tun. Bleiben Sie eingedenk, daß Sie Ihre Aussage werden beschwören müssen. Die Zeit=

angaben, die Sie eben gemacht haben, sind also unzweifelhaft richtig?"

„Gewiß. Elf Uhr dreißig war mein Zug eingelaufen, und um fünf mußte ich wieder auf dem Bahnhof sein. Wie sollt' ich mich denn da irren können!"

„Sie halten es auch für unmöglich, daß Hoffers das gemeinsame Zimmer verlassen haben und wieder dahin zurückgekehrt sein könnte, während Sie schliefen?"

„Ja, wenn ich geschlafen hätte, Herr Gerichtshof! Aber ich sage Ihnen: nicht eine lumpige Minute! Damals war's ja mit meinem Husten noch ärger wie jetzt. Gekrächzt hab' ich wie 'n Rabe und immerfort Stiche in der Brust. Dabei soll einer schlafen."

„Sie wissen auch genau, daß der Mann, den Sie im Bett liegen sahen, der Angeklagte war?"

„Na, aber so was! Ich werd' doch Wilhelmen kennen."

„Sie sind bereit, die Wahrheit Ihrer Aussage zu beschwören?"

„Jawohl, das bin ich."

„So erheben Sie Ihre rechte Hand und sprechen Sie mir nach ..."

Sebald wollte schreien: „Halt! Nicht schwören! Es ist ja nicht wahr!" Aber er brachte keinen Laut über die ausgetrockneten Lippen; es wurde ihm schwarz vor den Augen, und nur wie aus weiter Ferne hörte er Wuttkes tiefe Stimme die Schlußworte der Eidesformel wiederholen: „So wahr mir Gott helfe."

Fünf Minuten später stand Werner Sebald schwer atmend draußen vor dem Justizgebäude, fast ohne zu wissen, wie er aus dem Saal heraus und die Treppe hinunter gekommen war. Er sah eine Bank, und auf die ließ er sich trotz des schneidend kalten Winterwindes nieder. Denn seine Füße waren wie Bleiklumpen; er

konnte nicht weiter. Es kam ihm nicht zum Bewußtsein, wie lange er da gesessen. Erst als er sah, wie sich ein Strom von Menschen aus dem Gerichtsgebäude wälzte, raffte er sich auf. Einer, der vorhin im Zuhörerraum des Verhandlungsaales neben ihm gestanden hatte, ging an ihm vorüber. An den wandte er sich mit der Frage, ob die Sitzung schon aus sei.

„Jawohl!“ lautete die Antwort. „Freigesprochen haben sie ihn; auf die Aussage des Lokomotivführers. Sie konnten ihm ja nichts beweisen.“

Freigesprochen! Auf einen Falscheid hin! Und er, er allein trug die Schuld, daß ein ehrlicher Mann einen Falscheid geschworen! Nun war es aus — ganz aus! Über die Mauer, die sein Schweigen zwischen ihm und Gertrud aufgerichtet hatte, kam er nie mehr hinweg. Wenn man ihren Bruder als Mörder verurteilt hätte, wie er es verdiente, dann hätte er zu ihr eilen, hätte sie trösten, für sie arbeiten, sich für sie aufopfern können. Aber jetzt, mit der ungeheuren Schuld auf dem Gewissen, konnte er sowenig jemals wieder vor sie hintreten, als er den Unseligen wiedersehen durfte. Mit Zuchthaus wird bestraft, wer einen anderen anstiftet, einen Meineid zu leisten, hatte er gelesen. Welche Strafe aber hatte der über sich heraufbeschworen, der aus Feigheit oder aus Dankbarkeit oder aus Verliebtheit schwieg, wenn ein Verbrecher durch den fahrlässigen Falscheid eines anderen dem Spruch der sühnenden Gerechtigkeit entzogen wurde? Sein Leben war zerstört. Er wußte, daß er nie wieder eine ruhige Stunde haben würde. Und immer, immer würde er in Verzweiflung daran denken müssen, daß ihm das Glück doch einmal nahe gewesen war, so nahe, daß er es fast schon hatte mit den Händen greifen können. Denn jetzt, da alles aus und

vorbei war; stand es als eine unumstößliche Gewißheit in ihm fest, daß auch Gertrud ihm gut gewesen war. Er hätte ein froher und zufriedener Mensch werden können ohne dies Verhängnis, das ihm die fürchterliche Schweigepflicht auferlegt hatte.

Mit hohem Fieber legte er sich an diesem Abend zu Bett, und am nächsten Morgen konnte er nicht aufstehen. Seine Wirtin holte den Arzt, der ein ernstes Gesicht machte, und auf Werners Frage, wann er wieder ins Geschäft gehen könne, kopfschüttelnd erwiderte, davon könne während der nächsten vierzehn Tage keine Rede sein.

Werner dachte: „Man wird mich entlassen. Am besten wäre es, wenn ich zugrunde ginge. Was soll ich denn jetzt noch auf der Welt!"

Nach einer Woche erst war er außer Gefahr. Seine Wirtin, die den stillen und bescheidenen jungen Mann liebgewonnen, hatte nicht zugegeben, daß man ihn ins Krankenhaus brächte, und hatte ihn mit Aufopferung gepflegt.

Von jähem Schreck durchzuckt, sah er, wie am achten Tage nach seiner Erkrankung die Tür aufging und Wilhelm Hoffers ins Zimmer trat. Es war ihm, als müßte er um Hilfe rufen, oder als müßte er den Ankömmling flehentlich bitten, sich ohne ein Wort zu sprechen wieder zu entfernen. Der aber schien nichts von dem Entsetzen auf dem Gesicht des Kranken wahrzunehmen. Freundlich, ja mit Herzlichkeit trat er auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Darf man endlich mal zu Ihnen hinein, Sebald? Was machen Sie bloß für Geschichten! Es sah ja beinahe aus, als ob ich mich bei Ihnen überhaupt nicht mehr sollte bedanken können. Daß Sie den Mund ge-

halten haben, als alle die anderen auf mich einhackten — es war ein braves Stück. Und ich werd's Ihnen nicht vergessen."

„Danken Sie mir nicht," sagte Werner Sebald, starr an dem Mörder vorbeisehend. „Sie wissen ja nicht, was es mich gekostet hat."

„Na, was denn? So schlimm war es doch nicht. Ja, wenn ich den Mann wirklich totgeschlagen hätte! Aber ich wollte mich doch bloß nicht verurteilen lassen wegen etwas, das ich nicht getan habe. Wenn ich gewußt hätte, daß sie die Mörder so bald erwischen würden, hätt' ich lieber von Anfang an die reine Wahrheit gesagt."

„Die Mörder? Ja, sind — sind Sie es denn nicht gewesen?"

„Sie haben, wie ich sehe, keine gute Meinung von mir, Sebald! Aber ich will's Ihnen nicht übelnehmen. Denn, unter uns gesagt: allzu weit davon entfernt, ein Totschläger zu werden, bin ich ja in jener Nacht nicht gewesen. Als ich Sie damals auf der Bank im Friedrichshain durch einen kleinen Stoß aus dem Schlaf weckte, tat ich's, weil Sie mir wirklich im Wege waren bei dem, was ich vorhatte. Ich wollte ja keinen Menschen totschlagen; aber wer kann wissen, wie die Abrechnung ausgefallen wäre, die ich mit dem Schurken, dem Nolte, vorhatte. Ich war halb verrückt vor Wut auf den Kerl, durch den ich und das Mädchen unglücklich geworden waren. Ich wollte ihm in jener Nacht auflauern. Darum ging ich wieder fort, nachdem ich Sie in meine Kammer gebracht hatte, weil Sie mich in Ihrem Elend dauerten. Und darum hatte ich das Brecheisen bei mir. Nehmen Sie sich vor der Liebe und vor der Eifersucht in acht, Sebald! Sie haben's ja auch schon

erfahren, daß sie den Menschen zum Verbrecher machen können wie zum Narren."

„Aber die Mörder des Rentners Breidenbach —" drängte Werner. „Sagen Sie mir die Wahrheit, Herr Hoffers: man hat sie entdeckt?"

„Ja, und zum Geständnis gebracht. Die beiden Burschen hatten sich zu sicher gefühlt, als sie sahen, daß ein anderer als verdächtig vor Gericht stand. Einer von ihnen verkaufte die goldene Uhr, die sie geraubt hatten, an einen Trödler. Dadurch kam es heraus. Jetzt weiß man es überall, daß ich vor acht Tagen mit Recht freigesprochen worden bin und nicht bloß wegen mangelnder Beweise."

„Mein Gott, wie glücklich bin ich! Aber der Mann, den Nolte gesehen hatte, und der, der mit dem Schutzmann gesprochen hat, sind Sie doch gewesen?"

„Ja, ich war es. Während ich mich in den Anlagen herumtrieb, hörte ich einen Menschen röcheln und fing an, nach ihm zu suchen. Als ich den Mann fand, war er schon tot. Der gräßliche Anblick seines blutüberströmten Gesichts brachte mich mit einem Male zur Vernunft. In dem Augenblick vergingen mir alle Rachegedanken, und nicht nur für die Nacht, sondern für immer. ‚Wenn jetzt Nolte so vor dir läge!' dacht' ich. Und da trieb mich's fort, wie wenn alle bösen Geister mir auf den Hacken wären. Daß ich an dem Nolte vorbeigerannt bin, bemerkte ich gar nicht; aber als ich den Schutzmann sah, konnte ich nicht anders, als ihm zu sagen, was ich gesehen hatte. Mitgehen mochte ich nicht, denn ich sagte mir: ‚Der erste, der in Verdacht kommt, bist du.' Aus dem Grund leugnete ich auch, im Friedrichshain gewesen zu sein. Und daß Wuttke Sie für mich angesehen hatte, kam mir eben



recht. Hätten Sie geschwatzt, so wäre mir's bei der Verhandlung vielleicht übel ergangen, wenn sie mich nun auch nachträglich doch hätten freisprechen müssen. Es war immerhin besser so, wie es gewesen ist. Jetzt können wir doch den Leuten wieder ins Gesicht sehen — ich und Sie."

Werner Sebald lag still; große Tränen rannen ihm über das blasse, eingefallene Gesicht.

„Warum weinen Sie denn, Sebald?" fragte Hoffers. „Da gibt's doch nichts zu heulen, Mensch! Froh sollen Sie sein, weil es Ihnen wieder besser geht. Und ein vergnügtes, rechtschaffenes Leben wollen wir führen — alle miteinander. — Übrigens — kann sie nicht auch auf einen Augenblick hereinkommen, meine Schwester Gertrud? Sie steht draußen auf der Treppe. Sie war sehr traurig und auch ein bißchen böse auf Sie, weil Sie sich zurückgezogen hatten, als der Verdacht auf mich gefallen war. Aber ich habe ihr das mit dem Hochmut ausgeredet — und jetzt möchte sie Ihnen gerne ein paar gute Worte sagen. Denn sie hält große Stücke auf Sie — das habe ich wohl gemerkt."

Der Kranke sprach eine leise Bitte aus, und Gertrud kam herein. Als sie sich auf den Stuhl am Bett niederließ, ging Wilhelm Hoffers, der in der Tür stehen geblieben war, still hinaus.

Und die Göttin des Glückes neigte ihr Antlitz lächelnd über zwei junge, sehnsüchtig verliebte Menschenkinder herab.



Der graue Mann

Roman von Friedrich Jacobsen

(Fortsetzung und Schluß)

Sanitätsrat Brink erbot sich, das Haus für fünfzehntausend Mark zu erwerben. Er war alt und wollte die Praxis aufgeben, die Ruhe des Landes entsprach seinen Bedürfnissen, und da Adolf voraussichtlich lange Jahre in Rodeck bleiben mußte, war es ihm lieb, die Entfernung zwischen sich und dem Sohn zu verringern. Außerdem hielt er es vom ärztlichen Standpunkt für geraten, daß Frau Kramer den Schauplatz der traurigen Ereignisse bald verließ, und fand in Helene eine eifrige Bundesgenossin; ihre Mutter widersetzte sich zwar anfangs, aber schließlich fiel doch auch die Geldfrage ins Gewicht, und der Handel wurde endlich abgeschlossen.

Brink drängte zur schleunigen Übergabe des Hauses, weil er den Frühling schon auf dem Lande zu verleben wünschte, und da Frau Kramer vom ersten April ab ihre Witwenpension bezog, wurde dieser Zeitpunkt vereinbart. Mutter und Tochter wollten nach der Stadt übersiedeln, und so begannen im März die Vorbereitungen für den Umzug, wobei besonders sorgfältig darauf geachtet wurde, daß alle persönlichen Erinnerungen an Kramer erhalten blieben.

Er war ja doch tot, selbst die Behörde hatte es bei Zubilligung der Pension anerkannt. Helene packte daher besonders alle auf dem Schreibtisch liegenden Dinge Stück für Stück gewissenhaft ein; als sie an das Schreibzeug kam, stutzte sie einen Augenblick. In der Schale, worin die Tintenfässer steckten, hatte bisher der kleine blaue Glasknopf gelegen, den sie in jener schrecklichen Nacht aus dem Walde heimgebracht; der Knopf fehlte! Er war zwar vollkommen wertlos, er gehörte

nicht einmal dem Vater, aber es schien ihr doch auffällig, daß der unscheinbare Gegenstand nicht mehr an der sonst gewohnten Stelle lag; das Mädchen begann zu grübeln.

Wann hatte sie ihn zuletzt gesehen? An jenem Abend, als die Leiche im Weiher aufgefischt wurde; damals hatte sie Adolf den Knopf gezeigt, er nahm ihn in die Hand, und gleich darauf loderten drüben im Walde die Fackeln auf. Wahrscheinlich hatte er den Knopf achtlos weggeworfen oder vielleicht in die Tasche gesteckt. Bald dachte sie nicht mehr darüber nach. Es war ja schließlich auch vollkommen gleichgültig.

Das Landhaus „Im Winkel" hatte nun einen neuen Besitzer und erhielt zugleich einen anderen Namen; der Sanitätsrat, bestrebt, alle Erinnerungen an Vergangenes möglichst auszulöschen, nannte das Haus „Helenenruh", seiner zukünftigen Schwiegertochter zu Ehren, denn im Laufe des Sommers sollte die Hochzeit des Paares stattfinden. Adolf hatte diesen Wunsch zwar nicht ausgesprochen, aber der Alte drängte auf den Abschluß der Verlobungszeit.

„Sie war nicht schön," sagte er zu seinem Sohn, „ich hoffe, daß die Ehe desto friedlicher werden wird."

Adolf hatte zwar etwas zerstreut dazu gelächelt — er war überhaupt anders geworden —, aber er sagte nichts dagegen, und der Zeitpunkt der Hochzeit galt damit als feststehend.

Villa Helenenruh hatte ihre neue Bestimmung; mit zwei anderen Häusern war das noch nicht der Fall. Da Jakob Lotz amtlich als tot galt und von ihm im Sterberegister stand: „In der Nacht vom 30. September zum 1. Oktober tödlich verunglückt", mußte Büner sich dazu bequemen, eine Pflegschaft anzuordnen. Die Ermitt-

lung der Erben nahm Zeit in Anspruch, und da der bestellte Pfleger sich keiner Mühewaltung unterziehen mochte, so blieb Annemarie Köhler einstweilen im Hause und setzte den Ausverkauf des Trödelgeschäfts fort; den Erlös sollte sie nach Abzug ihres eigenen Unterhalts dem Pfleger abliefern, aber der sagte etwas von lachenden Erben, und ließ die Alte nach Gutdünken schalten.

Man sprach davon, daß sie sich nicht schlecht dabei stände und sicher einen kleinen Notpfennig beiseite legte. Sie kaufte sogar neue Waren und mußte daher auch etwas von der Buchführung verstehen.

Das dritte Haus, das seinen Besitzer verloren hatte, war der Waldkrug „Zum Wanderer", denn auch über den Hehler Hanjörg fehlte jede Nachricht, wenn auch als gewiß angenommen werden konnte, daß er noch lebte und sich irgendwo jenseit der Grenze aufhielt. Die Furcht vor Strafe hinderte ihn an der Rückkehr, und die Gefahr einer Auslieferung machte seinen Schlupfwinkel zum tiefen Geheimnis; dennoch lagen die Verhältnisse hier anders als bei Lotz, denn das Gericht hatte keinen Anlaß, eine Pflegschaft einzuleiten, weil jeder Lebende mit seinem Eigentum nach Belieben schalten kann. Die Tür des „Wanderer" war verschlossen worden und das geringe lebende Vieh anderswo untergebracht; weiter kümmerte sich kein Mensch um das einsame Haus. Für die wenigen Menschen, welche gelegentlich daran vorüberkamen, gewährte der düstere Bau einen unfreundlichen Anblick, und man gewöhnte sich allmählich daran, ihm spukartige Eigenschaften beizulegen. Hinter den unverhüllten Fensterscheiben sollte von Zeit zu Zeit ein Licht gesehen worden sein, aber es war doch wohl nichts anderes als der Mondreflex in hellen Nächten; abergläubische Fuhrleute

sprachen von Stimmengemurmel und meinten vermutlich das Rauschen des Windes im Tannengeäst oder sein leises Winseln in einem Astloch; sogar von schleichenden Gestalten wurde berichtet, so daß die Grenzbeamten schließlich vermuteten, das Paschergesindel habe seinen alten Schlupfwinkel wieder zum Aufenthalt gewählt.

Man untersuchte das Haus, fand aber nichts. Einige besonders argwöhnische Beamte wollten allerdings behaupten, es liege und stehe dort nicht alles mehr so wie früher, aber das waren persönliche Meinungen, die jeder Begründung entbehrten, und die Behörde legte kein großes Gewicht darauf. Vielleicht schrumpften jene Gestalten in Wirklichkeit zu einer einzigen zusammen, die allerdings immer häufiger in der Umgegend gesehen wurde, wenn andere Menschen in ihren Betten lagen.

Die Witwe Gerlach war seit einiger Zeit vollkommen ruhelos. Ihre Besuche in den Häusern von Dornheim, jene tastenden Gespräche, die sich mit der Hartnäckigkeit des Wahns immer wieder auf den ermordeten Ehemann bezogen, hatte sie gänzlich aufgegeben; dafür durchschlich sie jetzt Nacht für Nacht die Dorfgasse, dehnte ihre Wanderungen immer weiter aus und wurde sogar einmal halb erfroren im Wald aufgefunden. Es ging so nicht länger, man mußte für die Unglückliche Sorge tragen, und Büner entschloß sich, das förmliche Entmündigungsverfahren einzuleiten, dem die Unterbringung in einer Anstalt folgen sollte.

Nach gesetzlichen Vorschriften mußte dies mit einer persönlichen Vernehmung beginnen, und Frau Gerlach wurde vor das Amtsgericht Hochstein geladen.

Sie erschien pünktlich zur festgesetzten Stunde und

brachte eine große Handtasche mit, die voll vergilbter Papiere steckte.

„Was haben Sie denn da, Frau Gerlach?" fragte Büner mißtrauisch.

„Alles, was ich niedergeschrieben habe, Herr Rat."

„Über was?"

„Von dem Jochen, Herr Rat."

„Das war Ihr verstorbener Mann?"

„Ja, das war mein Mann. Aber verstorben ist er nicht, man hat ihn totgeschlagen."

„Gewiß, vor fünfzehn Jahren — ein Unbekannter ..."

„Vor fünfzehn Jahren, das stimmt, das andere stimmt nicht. Hier steht sein Name."

„So. Dann geben Sie mal her."

Es war wirres Zeug, eine Art Tagebuch, in Kapitel eingeteilt, und jedes Kapitel trug die Nummer eines Dornheimer Hauses. Die Frau hatte fünfzehn Jahre hindurch alle Gespräche verzeichnet, die sie in den einzelnen Häusern über ihren Mann geführt haben mochte, Rede und Gegenrede wie in einem Gerichtsprotokoll, dazwischen aber spielte der Heilige Geist eine gewisse Rolle, ebenso der Satan und andere unsaubere Geister — anscheinend lag hier eine Mischung von Verfolgungswahnsinn und religiösem Wahn vor, zwei schwere Formen der Geistesstörung, die beide als unheilbar gelten, ohne indes Vernunft und Urteilsfähigkeit ganz aufzuheben. Solche Leute sind sogar imstande, sehr scharf zu beobachten und unter Umständen ebenso kluge als klare Schlüsse zu ziehen.

Die Aufzeichnungen wiesen auch eine gewisse Sorgfalt in Schrift und Form auf, nur das letzte Kapitel, das die Hausnummer von Jakob Lotz trug, verriet in der Abfassung eine wachsende Erregung und endete in wirren Worten und Ausrufungszeichen.

Büner legte den Wust aus der Hand.

„Wir wissen, Frau Gerlach, daß Sie den früheren Bürgermeister von Dornheim bezichtigen, Ihren Mann ermordet zu haben. Es kann möglich sein, jedenfalls war Lotz ein schlechter Kerl. Aber er ist tot und begraben. Sie sollten die Sache ruhen lassen."

„Wo liegt er begraben, Herr Rat."

„Sie wissen doch, auf dem Dornheimer Friedhof."

„Dann hat man ihn nicht richtig mit Erde zugedeckt, denn er steht auf."

„Gewiß, am Jüngsten Tage wird er auferstehen, um seinen Lohn zu empfangen."

Mit dieser Bemerkung wollte der alte Richter die unglückliche Frau beruhigen und ablenken, aber ihre Augen begannen zu flackern.

„War letzte Woche schon der Jüngste Tag, Herr Rat? Da habe ich ihn doch gesehen."

„Ja, ja, das sind Ihre Träume, Frau Gerlach."

„Mit offenen Augen habe ich ihn gesehen."

„Wo war denn das?"

„Das kann ich nur im Beichtstuhl sagen."

Der Richter schloß die Vernehmung, entließ die Frau und schickte die Akten sofort an den Kreisarzt zur Abgabe eines Gutachtens. Er bemerkte in einer Randverfügung, daß die Witwe Gerlach anscheinend an Wahnvorstellungen leide, die bis zur Halluzination vorgeschritten seien, strich aber das Geschriebene wieder aus und wurde überhaupt sehr nachdenklich.

Hier stimmte irgend etwas nicht. Als bald darauf der Wachtmeister auf dem Gericht erschien, um Bericht zu erstatten, teilte Büner ihm mit, was die Gerlach behauptet hatte, und fragte ihn, ob hinter dem Gerede der Irren doch vielleicht irgend eine Wahrheit verborgen sein könnte.

Hammer, der sonst das Gras wachsen hörte, zuckte die Achseln und sagte: „Wenn Annemarie Köhler ihre Flickarbeit kennt, dann liegt der Lotz sicher genug in seinem Grab, und die Gerlach hat Gespenster gesehen, wo keine sind. Ich gebe die Hoffnung auf, daß seine Gebeine nach der Schneeschmelze in irgend einem Dickicht gefunden werden."

Der Schnee war geschmolzen, und der Frühling stand vor der Tür. Sanitätsrat Brink, der seit dem 1. April Helenenruh bewohnte, dachte an die Gartenbestellung, denn das Land zwischen Haus und Fluß machte wirklich den Eindruck einer Wildnis.

Die Anlegebrücke hatte Brink auf seine Kosten wiederherstellen lassen, und zwar aus einem selbstsüchtigen Grunde; er wollte doch seinen Sohn möglichst oft sehen, und das kleine, flinke Zollboot legte den Wasserweg viel schneller zurück als ein Fußgänger die lange Strecke auf der Landstraße — aber Adolf kam nur selten.

Der Dienst nähme ihn zu sehr in Anspruch, ließ er sagen. Der Alte begriff, daß sein Sohn sich jetzt ganz besonders anstrengte, denn es galt, eine Scharte auszuwetzen; dennoch war er verstimmt und bekümmert, als Adolf eines Abends bei ihm erschien. Eine solche Veränderung hatte er nicht für möglich gehalten.

Adolf machte einen schrecklichen Eindruck. Aus dem blühenden jungen Mann war ein Zerrbild geworden, mit hageren Wangen und tiefliegenden Augen; er sprach mit leiser Stimme, und der sonst so kecke Blick wirkte scheu und schuldbewußt. Die beiden Männer saßen beim Abendbrot, und das aufwartende Mädchen

hatte die Stube verlassen. Nach langer Gesprächspause sagte der Sanitätsrat unvermittelt: „So geht das nicht länger, mein Junge; du hast etwas auf der Seele — herunter damit."

„Ich habe etwas auf dem Gewissen, Vater."

„Betrifft es Helene?"

„Nein."

„Nun, also ...?"

„Sind wir unbelauscht?"

Der Alte stand auf, sah durch die Tür und verschloß sie. „Nun bist du mit deinem Vater allein."

Adolf raffte sich auf: „Eine Lüge habe ich auf dem Gewissen."

„Gelegentlich lügen wir alle," sagte der Alte erleichtert; „ich hatte Schlimmeres erwartet."

„Es ist schlimm genug, Vater; eine Dienstlüge!"

„Gegen deine Vorgesetzten?"

„Ja."

„Das wird allerdings ernst genommen; hängt es mit deiner Disziplinaruntersuchung zusammen?"

„Ja, mir stand das Wasser an der Kehle, ich konnte mich nicht anders retten. Du weißt, Vater, ich hatte damals übersehen, daß der Sechsuhrzug nicht mehr ging; das kann geschehen, denn der neue Fahrplan war erst zwei Wochen alt. Aber dann konnte man von mir verlangen, daß ich mich sofort auf den Weg machte, denn noch am selben Abend stand ich vor einer wichtigen Amtshandlung."

„Das hast du doch auch getan?"

„Nein; ich bin erst mit dem Elfuhrzug gefahren; ich hoffte, auch so rechtzeitig anzukommen. Zwischen Dornheim und Rodeck kam ich dann vom Wege ab, verlief mich im Walde, verletzte mir die Stirn an

einem Baum und kam zu spät. Dieser Teil meiner Aussage ist Wahrheit, der andere nicht."

Der Sanitätsrat hatte ruhig zugehört, ohne eine Miene zu verziehen; als Adolf schwieg, schüttelte er den Kopf.

„Ich begreife nur eins nicht, Adolf. Der Schalterbeamte kennt dich genau; wie war es möglich, daß die Wahrheit verborgen blieb?"

Der junge Mann lächelte flüchtig: „Ein glücklicher Umstand kam hinzu. Als ich den Bahnhof betrat, war der Schalter von Dornheimer Fabrikarbeitern belagert, die am Sonnabend nach Hause fuhren, und unter ihnen befand sich ein fremder Herr, der anscheinend nicht aus Dornheim stammte, sondern weiter wollte. Ich nahm ein Geldstück aus der Tasche und war im Begriff, den Herrn um die Gefälligkeit zu bitten, für mich eine Karte zweiter Klasse nach Dornheim zu lösen, als Professor Kramer eilig die Halle betrat."

Der Sanitätsrat ließ Messer und Gabel fallen.

„Kramer, sagst du ...?"

„Wie ich nicht anders erwartet hatte, Vater. Er warf einen besorgten Blick auf die vielen Menschen vor dem Schalter, und um ihm gefällig zu sein, bat ich den fremden Herrn, gleich zwei Fahrkarten für mich zu lösen. Dann trat ich auf den Professor zu und reichte ihm eine der beiden Karten. Er sah mich verwundert an, gab mir mit einem kurzen Dank das Fahrgeld, und wir gingen an den Zug, dessen zweite Klasse ganz hinten angehängt war. Niemand bemerkte uns, als wir einstiegen, ebensowenig sah man uns aussteigen, und vor dem Dornheimer Bahnhof trennten wir uns, ohne ein Wort gewechselt zu haben. Damals ahnte ich nicht, daß ich ihn nie wieder sehen würde."

Adolf holte tief Atem und lehnte sich auf den Stuhl zurück; er hatte seine Beichte abgelegt und schien eine gewisse Erleichterung zu empfinden; der Alte aber grübelte lange vor sich hin.

„Ist dir die Tragweite dieser Vorgänge bewußt?" fragte er endlich halblaut.

„Sie ist mir vollkommen klar, Vater."

„Man nahm bisher an, daß Kramer entweder geflüchtet sei oder sich selbst entleibt habe. Beide Voraussetzungen brechen jetzt zusammen."

„Das gebe ich zu."

„Und du bist der einzige, der Klarheit in dies Dunkel bringen kann!"

„Klarheit so wenig wie jeder andere," sagte Adolf finster. „Die im Wasser gefundene Leiche gilt als die des Bürgermeisters Lotz; was aus Kramer geworden ist, weiß kein Mensch."

„Gut, du magst recht haben, obwohl man auch anderer Meinung sein kann. Aber es ist eine sittliche Pflicht, Irrtümer aufzuklären, selbst wenn die Wahrheit nicht dadurch gefördert wird."

„Man hat auch Pflichten gegen sich selbst, Vater. Auf der einen Seite handelt es sich um meine Existenz, auf der anderen um eine völlig wertlose Ergänzung geschlossener Akten."

„Wenn sie wirklich geschlossen sind, Adolf!"

Sie schwiegen beide, denn hier standen zwei Anschauungen gegenüber, für die es keine Brücke gab, und der Sanitätsrat machte nicht den fruchtlosen Versuch einer Verständigung. Aber sie gingen mit dem Gefühl auseinander, daß die aufgerissene Kluft zu tief war, um je durch den Einfluß der Zeit geebnet zu werden.

Nach Ansicht der Behörde war Hanjörg über die Grenze entwichen, aber man kam allmählich zur Überzeugung, daß der schlaue alte Fuchs Mittel und Wege gefunden habe, von Zeit zu Zeit in den verlassenen Bau zurückzukehren. Wenn zunächst das abergläubische Raunen der Leute den Anlaß zu dieser Meinung geboten hatte, so wurde sie jetzt von anderer Seite unterstützt. Wachtmeister Hammer betrieb seine Untersuchungen in aller Stille. Er besaß einen Schlüssel zum „Wanderer" und hielt sich oft stundenlang in den verlassenen Räumen auf; er hoffte, den Wirt gelegentlich zu erwischen; er machte heimliche Zeichen, die er immer wieder sorgfältig untersuchte. Kreidepunkte unter den Füßen eines dort stehenden Stuhls, feingestreute Asche auf den Türschwellen, kleine Merkstriche an einer halbgefüllten Flasche. Das waren Dinge, die dem Auge des Arglosen entgingen und den Wissenden niemals täuschten — und diese Mühe wurde bisweilen belohnt.

Der Stuhl war um ein paar Zoll beiseite gerückt, in der Flasche fehlte ein Gläschen, sogar die Asche zeigte gelegentlich den Abdruck eines Fußes — und nun setzte Hammer sich mit der Grenzwache in Verbindung.

Alle Zollbeamten brannten darauf, den Hehler, der ihnen so viel Arbeit gemacht hatte, zu erwischen, und es bedurfte kaum der ausgesetzten Belohnung, um die Aufmerksamkeit der Leute zu verdoppeln; Hanjörg konnte nicht mehr über die Grenze wechseln, und dennoch fanden sich Anzeichen seiner heimlichen Besuche im „Wanderer", ja sie mehrten sich sogar, und es fehlten allmählich Gegenstände, deren Verschleppung über die Grenze zwecklos und gefährlich gewesen wäre.

Dieser Umstand brachte den unermüdlichen Wachtmeister auf einen neuen Gedanken. Er gab die Beob=

achtung des „Wanderer“ als zwecklos auf und begann dafür emsig die Gegend abzustreifen; sie war ihm zwar genau bekannt, soweit Menschen wohnten, die das Gesetz verletzen konnten, aber jetzt traf man ihn nicht selten in den tiefsten Tiefen des meilenweit ausgedehnten Waldes, an Stellen, wo kein Weg und Steg ging, wo Fuchs und Wolf einander Gutenacht sagten und höchstens ein Forstläufer hinkam.

So kam der Waldwärter Kunze, der sogar in dieser Wildnis jeden Baum kannte, Hammer eines schönen Tages in die Quere; der Alte grinste: „Tag, Wachtmeister, haben Sie sich aufs Wildern verlegt?“

„Das Wild will ich Ihnen überlassen,“ sagte Hammer, sich umblickend, „aber vielleicht können Sie mir bei etwas anderem helfen. Ist der Wald lebendig?“

„Der Wald ist nie tot, man muß nur seine Stimme verstehen.“

„Ich weiß nicht, aber vielleicht hat sich hier herum ein Kerl eingenistet. Es kann kaum anders sein, die Gegend ist ja auch dazu angetan.“

Der Forstwart pfiff seinem Hund.

„Das ist mein Nimrod, wenn Sie ihn noch nicht kennen. Ihre Spürnase ist berühmt, aber gegen den seine kommt keine auf — haben Sie was zum Beriechen bei sich?“

Hammer griff in die Tasche und zog eine alte Zipfelmütze heraus, die der Forstwart genau betrachtete.

„Die sollte ich kennen, sie hat auf einem schlauen Kopf gesessen. Vorwärts, Nimrod, zeig, was du kannst.“

Der Rüde mußte lange vergeblich suchen, denn es liefen hundert Wildspuren durcheinander, aber endlich gab er Laut, behielt die Nase auf der Erde, und die

beiden Männer folgten. Es ging durch Dorn und Dickicht, immer in der Richtung des Gebirges; Hammer blieb bei dem ersten Anstieg stehen: „Hat der Berg Höhlen?"

„Löcher genug, aber hineingekrochen bin ich noch nie."

„Dann kann es vielleicht jetzt dazu kommen; sehen Sie nur den Hund!"

Das Ziel mußte dicht vor ihnen liegen, denn das Tier zerrte an der Leine und die Rückenhaare begannen sich zu sträuben. Kunze gab den Hund frei, und wenige Minuten später standen sie an einer Stelle, deren schauerliche Einsamkeit alles übertraf, was der urwald-ähnliche Forst sonst noch bergen mochte. Das auf-strebende Gestein bildete hier einen schluchtartigen Winkel, dessen Zugang von Gestrüpp aller Art fast vollständig gesperrt war; uralte Bäume wehrten Licht und Luft den Eingang, und die in dem Moderkessel auf-wachsenden Farnkräuter verdeckten einen schmalen schwarzen Spalt im Berg. Der Forstwart schüttelte den Kopf: „Mein Nimrod ist zuverlässig, aber wenn da drin-nen einer steckt, kriegt er mit der Zeit das Gliederreißen."

Hammer antwortete nicht. Er hatte seine Taschen-laterne angeknipst, den Browning zur Hand genommen und zwängte seine breite Gestalt durch den engen Spalt; der andere folgte ihm, und das Knacken eines Flinten-hahns verriet, daß auch er für alle Fälle gerüstet war.

Der schmale Eingang verbreiterte sich aufsteigend zu einer verhältnismäßig trockenen Höhle, die zwar nicht sehr geräumig war, aber dennoch einen Menschen bequem beherbergen konnte; ein Tisch, zwei Stühle, eine Lagerstatt und ein kleiner Vorratschrank fanden sich, es waren einzelne Stücke, die aus dem „Wanderer" stammten, wie Hammer sofort sah. Er schien aber mit

seiner Entdeckung nicht ganz zufrieden und leuchtete beständig umher.

Sein Gefährte nahm die Sache gemütlicher: „Bis auf den Hanjörg hätten wir ja alles hübsch beisammen. Wo der Kerl stecken mag?"

„Wird sich bald zeigen. Ihr Köter ist übrigens ein prächtiges Vieh, Kunze, ohne den hätte ich bis an den Jüngsten Tag suchen können!"

„Danke; so 'ne alte durchschwitzte Zipfelmütze rieche ich beinahe. Was gedenken Sie jetzt zu tun, Hammer?"

„Hier bleiben."

„So — hm. Dazu brauchen Sie mich wohl nicht? Es ist ein bißchen eng hier."

„Gehen Sie meinetwegen an den Nordpol!"

Der Forstwart zog mit seinem Hunde ab. Er fürchtete sich zwar nicht, aber der Hanjörg war kein Wilddieb und ging ihn gar nichts an.

Hammer machte sich's bequem. Von der Felsdecke hing eine gefüllte Petroleumlampe herab, die zündete der Wachtmeister an und begann die Höhlenwohnung genau zu mustern. Das Bett hatte sich Hanjörg in einer Breite angelegt, die weder dem Raum der Höhle noch seiner eigenen Gestalt entsprach. Auch andere Gegenstände schienen für mehr als einen Bewohner bemessen. Der Schrank war nicht nur überreichlich mit Eßwaren und Getränken gefüllt, auch Teller, Messer, Gabel und Gläser waren doppelt vorhanden, und auf einem kleinen, in der Wand angebrachten Sims lagen sogar zwei kurze Tabakspfeifen. Hammer schaute nachdenklich vor sich hin. Es war ja denkbar, daß die Magd des Hanjörg, die alte Schlumpe, so sehr an ihrem Brotherrn hing, daß sie ihm zuliebe hier hauste, oder ob Hanjörg Gäste bei sich sah?"

Der Wachtmeister machte sich seine ganz besonderen Gedanken über diese Dinge, und sie beschäftigten ihn so sehr, daß er anscheinend vergaß, das Licht zu löschen. Wenn Hanjörg heimkehrte, mußte er am Eingang der Höhle den Lichtschein bemerken, und so blieb ihm Zeit genug, sich davonzumachen. Trotzdem blickte Hammer ganz gelassen in die Flamme der Lampe.

Er hob den Kopf und lauschte. Sein feines Ohr vernahm ein Geräusch, das von anschleichenden Schritten herrühren konnte; er traf einige kaum bemerkbare Vorbereitungen, stützte sich leicht auf den linken Ellbogen und begann mit dem Kolben seines Browning zu spielen; sein Gesicht blieb unbeweglich; nur ein leises Lächeln ging darüber hin, als plötzlich draußen eine rauhe Stimme rief: „Holla, Hanjörg!"

Sanitätsrat Brink hatte eine schlaflose Nacht hinter sich. Über Adolfs Geständnis wäre er vielleicht mit der Erwägung hinweggekommen, daß die Notlüge sich sittlich zwar nie rechtfertigen, aber doch entschuldigen läßt, und die strengere Auffassung des Beamten fehlte ihm, weil er selbst nie in ähnlicher Lage gewesen war. Aber jene Nebenumstände, die mit Adolfs Lage gar nichts zu tun hatten und lediglich Kramer angingen, diese scheinbar so belanglosen Tatsachen lagen ihm schwer auf der Seele und durften nicht das Geheimnis zweier Menschen bleiben. Wenn es feststand, daß der Professor am Abend des dreißigsten September nach Dornheim zurückgekehrt war, dann fielen alle bisherigen Vermutungen zusammen, und sogar der Leichenfund im Waldweiher gewann ein anderes Gesicht, denn zunächst hatte man doch eine Spur verfolgt, die nur durch das gleichzeitige Verschwinden des Bürgermeisters Lotz und die Aus-

sage seiner Haushälterin eine andere Deutung gefunden hatte.

Der Sanitätsrat erkannte jetzt klar seine Pflicht; er mußte dem Gericht die ganze Wahrheit enthüllen; leider stellte er damit den eigenen Sohn bloß, und es war nicht abzusehen, wie dessen vorgesetzte Behörde über dienstlich falsche Angaben urteilen werde. In diesem seelischen Zwiespalt wurde der alte Mann tagelang umhergetrieben, bis ein Besuch der Frau Professor Kramer die Entscheidung brachte.

Die Hochzeit der jungen Leute rückte immer näher, und die Alten hatten manches zu besprechen; es war natürlich, daß auch die Art der Feier dabei Erwähnung fand, und die Frau sagte: „Auf ein fröhliches Fest verzichten wir wohl alle; ich selbst würde zufrieden sein, wenn ich bis dahin Gewißheit über das Schicksal meines Mannes hätte; wir Frauen tragen nichts schwerer als Ungewißheit und Zweifel, selbst die schrecklichste Wahrheit läßt sich mit diesem qualvollen und trostlosen Zustand nicht vergleichen.“

Am folgenden Morgen fuhr der Sanitätsrat in die Stadt. Eine Stunde lang schritt er vor dem Gericht auf und ab. Endlich betrat er seufzend den düsteren Bau und ließ sich bei dem Ersten Staatsanwalt melden.

Die beiden Herren kannten sich, und der alte Geheimrat begrüßte seinen Gast herzlich: „Sie sehen kummervoll aus, lieber Freund; hoffentlich haben Sie keine Sorge mit Ihrem Sohn?“

„Sie kann wieder aufleben, Herr Geheimrat.“

„Das wäre schlimm. Ein Fleck in der dienstlichen Führung läßt sich tilgen, der zweite macht den ersten unauslöschlich.“

Brink seufzte, begann aber dennoch gewissenhaft

zu berichten, und je weiter er kam, um so ernster wurde das Gesicht des Staatsanwalts.

„Das ist in der Tat eine höchst seltsame Wendung. Von der Person Ihres Herrn Sohnes wollen wir vorläufig absehen. Vielleicht können wir ihn ganz aus dem Spiel lassen, wenn sich ein anderer Zeuge ermitteln läßt, der den Professor ebenfalls gesehen hat. Aber Professor Kramer selbst — da liegen die Dinge anders. Offen gestanden, bin ich mißtrauisch gegen die Aussage dieser Frau Köhler, der Herr Untersuchungsrichter ließ sich vermutlich durch eine scheinheilige Miene täuschen. Flicken in einem alten Hemde sind schließlich nichts Seltenes; wenn die Frau ihn entdeckte und ihre besonderen Gründe hatte, ihren Herrn für tot zu erklären, dann war es leicht, diesen Flicken für eigene Arbeit auszugeben — wer will sie denn einer Lüge zeihen?"

„Sie nehmen an, daß man in dem Waldweiher doch die Leiche Kramers gefunden hat?"

„So lange Jakob Lotz nicht wieder aufsteht, bleibt es nur eine Vermutung; erst wenn wir darüber gewiß wären, würde der Fall sich klären. Dann würde feststehen, daß Kramer auf dem Wege von der Station bis in seine Wohnung das Opfer einer verbrecherischen Tat geworden ist."

„Vielleicht doch nur eines Unfalls, Herr Geheimrat. Die Nacht war dunkel, und das Wasser liegt dicht neben dem Fußpfad."

Der Staatsanwalt lächelte: „Sie vergessen zwei Umstände, lieber Freund. Erstens war die Leiche verschiedener Kleidungstücke beraubt, vor allem aber fehlte die Summe von fünfzehntausend Mark, die der Professor nachweislich bei sich getragen hat. Oder sollte Ihnen dieser letzte Umstand unbekannt sein?"

„Nein, die Tatsache war mir bekannt, ich habe sie sogar meinem Sohne mitgeteilt, als er an jenem Nachmittag des dreißigsten September bei mir war.“

Es geschieht manchmal, daß im lebhaftesten Gespräch eine Pause eintritt, deren Ursache wir uns nicht sofort erklären können. Bisweilen ist die Unterhaltung auf einen toten Punkt gelangt, mitunter ist auch das Gegenteil der Fall, aber eine geheimnisvolle Stimme, eine Ahnung oder eine klare Einsicht warnt vor der Fortsetzung.

Die beiden Männer waren stumm geworden. Der Staatsanwalt blätterte in einem Aktenstück, das vor ihm lag, der Sanitätsrat blickte auf seine Uhr.

„Damit wären wir vorläufig wohl am Ende,“ sagte er. „Wenn Sie meinen Sohn aus dem Spiel lassen können, würde ich Ihnen dankbar sein; vorläufig sehe ich freilich nicht die Möglichkeit.“

„Ich leider auch nicht, Herr Sanitätsrat.“

Das klang kühl und abweisend, jedenfalls ganz anders als vorhin. Und es war auch seltsam, wie diese beiden alten Freunde voneinander Abschied nahmen. Brink machte eine fast unmerkliche Handbewegung, der Staatsanwalt sah ebenso unauffällig darüber hinweg. Dann schloß sich die Tür hinter dem Besuch, und der alte Geheimrat, der seinen Gast höflich einige Schritte begleitet hatte, brach auf den nächsten Stuhl zusammen.

Er sah aus wie ein Mann, dem die zentnerschwere Last einer heroischen Tat vom Schicksal zugewälzt worden ist, und es war im Grunde genommen doch nichts weiter geschehen, als daß die Wahrheit ihre Stimme erhoben hatte, aber wenn diese Stimme aus einem Grabe herauftönt, klingt sie schreckhaft in den Frieden und die Ruhe der Menschen.

Hanjörgs Name war gerufen worden, als wenn der Besitzer des „Wanderer“ am Eingang der Felsengrotte stünde und sich selbst aus der schwarzen Tiefe hervorlocken wollte. Der Wachtmeister Hammer war weder abergläubisch gestimmt, noch ließ er sich von einem ungewöhnlichen Ereignis aus der Fassung bringen.

Er rückte nur die Ledertasche, in der sein Browning steckte, ein wenig handgerecht, rührte sich aber sonst nicht vom Platz und gab auch keine Antwort; wer sich selbst ruft, darf höchstens ein Echo erwarten, und das gab es nicht in den engen Wänden dieser gruftähnlichen Höhle.

Nach wenigen Sekunden des Lauschens polterten ein paar Steine, und der Körper eines Menschen schob sich langsam und schwerfällig durch den Eingang; in dem Licht der Hängelampe erschien ein Gesicht, so blaß und eingefallen, als wenn es schon längst im Grab gelegen hätte, und zwei weitgeöffnete Augen starrten voll Entsetzen auf die Uniform, die sich in dieser wüsten Umgebung seltsam genug ausnahm.

Hammer hob nur ein wenig die Hand. Er sah mit raschem Blick, daß sein Gegner nicht nur waffenlos, sondern wegen der liegenden Stellung auch vollkommen wehrlos war, und sagte mit spöttischer Betonung: „Entschuldigen Sie, Herr Lotz, daß ich Ihnen unter der Erde einen Besuch abstatte, aber die Leute behaupten, Sie hätten hier Ihren Wohnsitz aufgeschlagen, und wie ich sehe, ist das die Wahrheit.“

Es war Jakob Lotz, der verschwundene ehemalige Bürgermeister von Dornheim, der im Waldweiher als unkenntliche Leiche gefundene und auf dem Friedhof seines Dorfes begrabene Schmuggler; sein Entsetzen über dies unerwartete Zusammentreffen war so groß, daß er regungslos liegen blieb und nicht zu fliehen versuchte.

Es hätte ihm auch nichts geholfen, denn Hammer war trotz seiner scheinbaren Ruhe sehr auf seiner Hut; das letzte Zusammentreffen mit Lotz und die kaum vernarbte Brustwunde standen noch in frischer Erinnerung. Der Wachtmeister sprang vor und legte seinem Gefangenen die Handschellen an. Dann wurde er wieder zugänglich.

„Ich denke, wir können ein bißchen plaudern," sagte er. „Hanjörg hat dieses Loch gar nicht übel eingerichtet, er wird bald Sehnsucht nach seinem Bau kriegen, oder glauben Sie, Herr Lotz, daß er Geschäftsreisen macht?"

„Ich hoffe, daß es ihm nicht anders geht wie mir," entgegnete Lotz finster. „Wenn dieser Lump nicht gewesen wäre, säße ich längst jenseit der Grenze in Sicherheit, aber er klebte an seinem Gelump und wollte es nicht im Stich lassen."

Hammer lächelte.

„Sollte es nicht ein bißchen anders gewesen sein? Dem Hanjörg blüht höchstens ein Jahr Gefängnis, ich denke mir, Freundchen, daß Sie selbst mehr darauf halten mußten zu verschwinden. Von Rechts wegen müßte man Sie ja auch auf dem Dornheimer Friedhof suchen, aber die Arbeit Ihrer Annemarie ist doch nur eine höchst erbärmliche Flickarbeit gewesen."

Lotz biß die Zähne zusammen und schwieg.

„Eins können Sie mir schon sagen," fuhr Hammer vertraulich fort, „die Vettel spielte doch mit in der erbärmlichen Komödie von der Wasserleiche, nicht wahr?"

„Wird man ihr deshalb an den Kragen gehen?"

„Schwerlich; sie hat zwar das Gericht belogen, aber keinen Meineid geschworen, und das Lügen ist leider noch nicht unter Strafe gestellt."

„Sie hat es auf meine Veranlassung getan,“ sagte Lotz finster, „sie steht nun dreißig Jahre in meinem Dienst und war mir immer treu.“

„Sie haben mit der Annemarie verhandelt?“

„Ja, Herr Wachtmeister, fast den ganzen Winter hindurch; ich habe sozusagen von hier aus mein Geschäft fortgesetzt, und es nimmt mich Wunder, daß kein Mensch dahinter gekommen ist.“

„Sie täuschen sich, mein Lieber, ein Mensch dachte darüber anders, aber die Leute wollten nicht daran glauben, weil es in dem Kopf, der solche Gedanken faßte, nicht ganz richtig sein sollte.“

Es war ein versteckter Hinweis auf die arme Irre, die sich wie das böse Gewissen an die Spur des Krämers geheftet hatte: Jakob Lotz blickte scheu in den dunkelsten Winkel der Höhle.

„Man sollte das Weib endlich einsperren; sie ist nicht bei Trost.“

„Was hat ihr den Verstand gestört?“

„Was weiß ich.“

Hammer sah auf seine Uhr: „Wir wissen es alle; Sie können es also aufgeben, sich zu verstellen. Wenn es Ihnen recht ist, Herr Lotz, wollen wir aufbrechen, der Gauner bleibt mir zu lang aus, und kriegen werden wir ihn schon.“

Der Gefangene schien aufzuatmen, daß diese unheimliche Unterhaltung ein Ende nahm. Sie verließen die Höhle, und Hammer warf noch einen letzten Blick hinter sich.

„Schön mag's nicht gewesen sein, Herr Lotz, den ganzen langen Winter unter der Erde zu hausen. War das wegen der paar Kugeln wirklich der Mühe wert; was kann's denn am Ende kosten?“

„Ihnen freilich nichts.“

„Na ja, obgleich ich zuerst geschossen habe — das wird man Ihnen doch als halbe Notwehr anrechnen?“

„Es war auch eine Dummheit von mir,“ sagte Lotz aufatmend. „Ich hätte mich geben sollen, die verfluchte Schmuggelei war ja doch heraus!“

„Freilich — Punkt zwölf Uhr mitternachts!“

Der Krämer stutzte, blieb stehen und sann nach.

„Ich glaube, da irren Sie sich, Herr Wachtmeister. Es muß elf gewesen sein, denn halb elf verließ ich meine Wohnung, um nach der Waldschenke zu gehen, und das ist eine halbe Stunde Wegs.“

„Woher wissen Sie das so genau, Herr Lotz?“

„Nun, man hat doch seine Merkmale. Als ich am Bahnhof vorüberging, war der Elfuhrzug noch nicht eingelaufen.“

Hammer nickte: „Ich kann mich auch irren, und es kommt wenig darauf an. Halt, mehr rechts, Herr Lotz, wir wollen doch nach dem Bahnhof, denn ich muß Sie leider dem Herrn Staatsanwalt abliefern.“

„Dann müssen wir uns links halten, Herr Wachtmeister.“

„Oho! Lehren Sie mich den Wald kennen! Wir kommen gerade bei der Ecke heraus, wo das alte Steinkreuz steht — dicht neben dem kleinen Weiher, in dem man den Professor gefunden hat.“

Lotz ging stumm weiter. Der Weg war ihm offenbar zuwider; er blieb bisweilen stehen und hob die gefesselten Hände, um sich den Schweiß von der Stirn zu trocknen; sein Begleiter sah es und lächelte still vor sich hin.

„Es ist doch nicht so warm, Herr Lotz!“

Als sie an die Waldecke kamen, lugte Hammer durch

das Gebüsch und sagte: „Nun tut es mir doch leid, daß wir nicht anders herum gegangen sind; ist das nicht die Gerlach, das arme verrückte Frauenzimmer, die dort auf dem Steinkreuz hockt?!“

Sie war es wirklich, und in einem Zustand, der auf einen besonders schlimmen Tag schließen ließ. Aus verdorrtem Unkraut hatte sie einen Kranz zusammengebastelt und das moosbedeckte Steinkreuz damit geschmückt; sie kauerte auf dem Erdboden und wühlte mit ihren dürren Fingern in den vermoderten Blätterschichten; es war ein trauriger Anblick.

Sie schien so sehr in ihre fruchtlose Beschäftigung vertieft, daß sie die Schritte der beiden Männer, die von hinten kamen, überhörte. Während Lotz scheu stehen blieb, trat sein Begleiter näher zu der Verwirrten heran und berührte die Schulter des knienden Weibes.

„Das hat keinen Zweck,“ sagte er freundlich, „die Toten werden nicht wieder lebendig.“

Die Irrsinnige blickte auf, ohne den Kopf zu wenden.

„Ich suche den Mörder.“

„Unter der Erde?“

„Die Leute sagen, man hätte ihn eingescharrt auf dem Friedhof. Aber das ist nicht wahr.“

„Nein, vielleicht lebt er noch.“

Die Frau horchte auf und erhob sich langsam. Es geschah fast nie, daß ihre Wahnideen nicht verlacht wurden, und nun gab man ihr recht. Diese Erkenntnis schien plötzlich den Schleier von ihrer Seele zu nehmen: „Mörder können nicht auf natürliche Weise sterben,“ sagte sie ruhig, „der Tod geht aus ihrem Wege, und sie müssen sich vor dem Henker verstecken. Sie laufen bis ans Ende der Welt und kommen doch zuletzt an den

Platz zurück, wo ihr Opfer gelegen hat. Sie kommen ganz sicher zurück."

Sie schwieg plötzlich und wendete wie suchend den Kopf; ihre Augen fielen auf Lotz, der totenblaß an einem Baumstamm lehnte. Er streckte die gefesselten Hände abwehrend von sich, und nun geschah etwas Seltsames.

Die Irrsinnige schrie nicht auf, sie war so tief in den Wahn von der Rückkehr des Mörders verstrickt, daß sein Anblick keine Erschütterung auslöste. Mit langsamen, schleichenden Schritten trat sie vor ihn hin, berührte mit dem ausgestreckten Zeigefinger seine Brust und sagte leise: „Komm mit, Jakob Lotz, ich will dich führen. Wir haben schon oft miteinander geredet, und ich sah nur die Angst in deinen Augen; heute sollst du die Angst von der Seele los werden. Komm mit."

Sie faßte den Willenlosen am Arm und zerrte ihn bis zu dem Steinkreuz, an dem noch der welke Kranz hing, als wenn hier jemand begraben wäre, und dann fuhr sie fort: „An dieser Stelle lag mein Mann mit der Kugel im Herzen, und er hatte doch nur seine Pflicht getan, ich habe den Boden aufgewühlt, ich sehe ihn wieder liegen wie damals. Tue deine Hand auf den Stein und schwöre bei Gottes Gerechtigkeit, daß du unschuldig bist, aber hüte dich, daß die Blutflecken nicht kommen und deine Tat ans Licht bringen."

Hammer war näher herangetreten und horchte auf, denn nun mußte es herauskommen: entweder ein trotziges Leugnen oder ein jähes Geständnis, denn die Stimme der Irrsinnigen klang so schrecklich, daß ihm selbst das Grauen über den Rücken rieselte.

Jakob Lotz schwieg. Er richtete den starren Blick in das Gebüsch, durch dessen nackte Zweige das Wasser des Weihers herüberblinkte.

Dann faltete er die gefesselten Hände und sagte leise: „Ich bitte, Herr Wachtmeister, lassen Sie uns gehen. Wenn ich noch heute vor den Staatsanwalt soll, dann wird es Zeit, denn der Zug wartet ebensowenig wie das Gericht. Ich will zu Ende kommen."

Der erfahrene Beamte verstand den tieferen Sinn der letzten Worte. Bis zum Abgang des Zuges hatten sie Zeit genug, das wußte der eine so gut wie der andere, aber es geschieht nicht selten, daß auf dem Wege ins Gericht Geständnisse von Verbrechern abgelegt werden, denen der Anblick des Richters den Mund verschließt, und so setzten sie beide ihren Weg fort, während die Irrsinnige gleichgültig zurückblieb. Der lichte Augenblick war vorüber, und sie suchte wieder das Geheimnis unter vermoderten Blätterschichten.

Der kleine Dornheimer Bahnhof war noch leer. Hammer nahm mit seinem Gefangenen in dem öden Wartesaal Platz, brachte ihm ein Glas Wasser, und als jener in durstigen Zügen getrunken hatte, sagte er ruhig: „Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, Herr Lotz, in dreißig Minuten läßt sich viel fragen und antworten. Wollen Sie mir auf eine einzige Frage antworten?"

„Ja," sagte der Mann entschlossen.

„Von unserem Zusammentreffen bei der Waldschenke am dreißigsten September verflossenen Jahres will ich jetzt nicht reden, das ist eine Geschichte, die uns beide angeht, aber ich weiß, daß Sie damals auf der Flucht waren, denn Sie hatten Ihr gesamtes Barvermögen von der Sparkasse abgehoben und trugen es vermutlich bei sich. Habe ich recht?"

Lotz schwieg.

„Nun kommt meine Frage. Warum wollten Sie fliehen, da doch damals nichts weiter gegen Sie vorlag

als der Verdacht des Schmuggels? Wollen Sie darauf antworten, oder soll ich selbst die Antwort geben?"

„Es war eine Dummheit," sagte der Krämer trotzig.

Hammer blickte auf die Uhr: „Wir haben noch zwanzig Minuten Zeit. Ich will Ihnen eine kleine Geschichte erzählen. Sie kommt alle Tage vor, namentlich an der Grenze, wo der ewige Krieg zwischen Pascher und Zollbeamten geführt wird. Also da geht ein Pascher eines Nachts mit Bündel und Flinte los, und wie er ein paar hundert Schritt vom Haus entfernt ist — sagen wir meinetwegen in der Waldecke, wo das alte Steinkreuz steht —, da wird er von einem Grenzer angerufen. Wir wissen, wie das geht, Herr Lotz: drüben knackt der Flintenhahn, und das eigene Gewehr ist ebenso schnell hoch — da bleibt keine Zeit zum Überlegen, und wenn der Beamte daran glauben muß, dann ist es kein Mord, sondern nur ein Totschlag, der in fünfzehn Jahren verjährt. Soweit kenne ich die Gesetze auch. Die fünfzehn Jahre sind um, Herr Lotz; mich dünkt, wer dann noch wegläuft und Haus und Hof im Stich läßt, ist ein Narr; oder denken Sie anders darüber?"

Der Krämer schien einen Entschluß gefaßt zu haben; er richtete sich auf und schüttelte die gefesselten Hände: „Dann bin ich selbst ein verdammter Narr gewesen und habe verdient, daß ich hier im Eisen sitzen muß! Schreiben Sie es nieder, Herr Wachtmeister, meinetwegen mit Ihren eigenen Worten, denn genau so, wie Sie sagen, ist es gewesen, und wenn Jochen Gerlach reden könnte, müßte er es selbst bezeugen. Einen Zoll breit ging seine Kugel an meinem Kopf vorbei, und da habe ich denn auch schnalzen lassen, denn den zweiten Schuß durfte ich nicht abwarten, jeder ist sich selbst der Nächste!"

Das war ein Geständnis, an dem Hammer seine Freude haben konnte, aber er wußte sich zu beherrschen und machte nur ein harmlos gläubiges Gesicht. Er griff sogar in die Tasche, schloß die Handschellen auf und sagte treuherzig: „Ich sehe, Herr Lotz, daß Sie endlich Vernunft annehmen. Ein Protokoll ist wohl nicht vonnöten, denn um verjährte Dinge kümmert sich kein Gericht, aber wir wissen nun wenigstens, warum Sie entfliehen wollten. Wenn's eine Dummheit war, so läßt sie sich allenfalls begreifen, denn die Gesetze gehen ein bißchen durcheinander, und mit der Verjährung weiß eben nicht jeder genau Bescheid."

Am folgenden Tag stand Jakob Lotz vor dem Untersuchungsrichter und wiederholte sein Geständnis. Er tat es in fast treuherziger Weise, denn nachdem ihm der Richter bestätigt hatte, daß ein vor länger als fünfzehn Jahren verübter Totschlag verjährt sei, gewann die Darstellung des Täters ein nahezu belangloses Gepräge.

„Ich bin unter Schmugglern aufgewachsen," sagte er reuevoll, „und die Nähe der Grenze führte mich schon in meiner Jugend auf die schiefe Bahn. Die Behörde hatte keinen Verdacht gegen mich, nur der Grenzaufseher Jochen Gerlach folgte mir auf Schritt und Tritt, und ich glaube noch heute, daß er mir den Tod geschworen hatte. Als ich dann in jener schrecklichen Nacht mit ihm zusammentraf und seine Kugel an meinem Ohr vorbeipfiff, da, Herr Richter, ging es um mein Leben, und wenn ich den Unglücklichen erschossen habe, so geschah es in bitterer Not und ohne Überlegung. Ich habe schwer für diese Tat gebüßt, denn das Gewissen ließ mir keine Ruhe, und als das schreckliche, irrsinnige Weib seinen Verdacht von Haus zu Haus bis in meine eigene Wohnung geschleppt hatte, packte mich das

Entsetzen, und weil ich nicht wußte, daß die Tat verjährt sei, machte ich mein Barvermögen flüssig und wollte auf und davon. Das war am Abend des dreißigsten September, der unglücklich für mich enden sollte, denn ich traf mit dem Herrn Wachtmeister zusammen und verwundete ihn im Kampf um mein Leben; ich entschuldige nichts, Herr Richter, ich räume alles ein und bin bereit, die Strafe auf mich zu nehmen."

Jakob Lotz schwieg und trocknete sich den Schweiß von der Stirn; auch der Untersuchungsrichter blätterte schweigend in den alten Akten. Dort stand geschrieben, daß man den Grenzaufseher Gerlach mit entladenem Gewehr tot aufgefunden habe; es konnte demnach so gewesen sein, wie Lotz angab. Nach fünfzehn Jahren war kein Beweis eines vorsätzlichen und überlegten Mordes zu erbringen, und der Untersuchungsgefangene Lotz wurde nur wegen vorsätzlicher Körperverletzung in Haft genommen. —

Die Beratung, die der Erste Staatsanwalt mit dem Untersuchungsrichter abhielt, war an sich nichts Ungewöhnliches, denn beide Beamte arbeiteten einander in die Hände und ergänzten sich gewissermaßen; was der eine beantragte, hatte der andere zu prüfen, und nicht selten gingen ihre Ansichten ziemlich weit auseinander. Auch heute schien das der Fall zu sein, und der alte Geheimrat faßte noch einmal das Ergebnis der Verhandlung kurz zusammen.

„Es steht unzweifelhaft fest," sagte er, „daß die im Dornheimer Walde aufgefundene Wasserleiche die des Professors Kramer war, denn das rätselhafte Verschwinden dieses Unglücklichen ließ auf ein unnatürliches Ende schließen, und die ursprüngliche Verwechslung mit dem Bürgermeister Lotz ist durch das

unerwartete Auftauchen des Mannes behoben. Frau Annemarie Köhler hat Sie, Herr Kollege, belogen, und damit wäre diese Geschichte endgültig erledigt. Es ist ebenso unzweifelhaft, daß Professor Kramer nicht etwa verunglückt, sondern das Opfer eines Verbrechens geworden ist, denn er führte eine Summe von fünfzehntausend Mark bei sich, und dieses Geld fehlte nicht nur, als man die Leiche auffand, sondern der Mörder hatte sein Opfer auch aller sonstigen Erkennungszeichen beraubt. Wir haben demnach den Täter zu ermitteln; der Kreis unserer Nachforschung ist eng gezogen, denn als Anlaß zum Mord kann einzig und allein die Kenntnis von dem Gelde angenommen werden, und in diesem Sinne fällt wiederum nur auf zwei Personen der Verdacht. Einer von diesen beiden ist Jakob Lotz."

„Dem ein Totschlag nachgewiesen ist," sagte der Untersuchungsrichter.

Der Staatsanwalt neigte beistimmend den Kopf: „Vielleicht sogar ein Mord; Sie haben recht, wir können es nur nicht nachweisen. Aber für Jakob Lotz stehen zwei Dinge günstig, ganz außerordentlich günstig: der Beweggrund zu seiner Flucht und das Alibi. Den Anlaß zu fliehen bestimmte eine Tat, die nach seiner Meinung noch nicht verjährt war; er mußte befürchten, daß die Gerichte nochmal genötigt sein würden, die Untersuchung wieder aufzunehmen, seit das Gebaren der Irrsinnigen die Angst und Ungewißheit in ihm nicht mehr zum Schweigen brachte. Sein Alibi aber scheint unbezweifelbar, denn um elf Uhr traf Professor Kramer in Dornheim ein, zehn Minuten später wurde er erschlagen und seine Leiche im Weiher geborgen, um halb zwölf Uhr traf Hammer mit Lotz in der Kneipe zum ‚Wanderer' zusammen. Man kann also nicht be-

haupten, daß begründeter Verdacht gegen Lotz ausgesprochen werden könnte."

„Stimmen die Zeitangaben, Herr Geheimrat?"

„Solche Angaben — mit Ausnahme der Abfahrt und Ankunft von Zügen — stimmen nie ganz genau; man muß fast immer Berechnungen zugrunde legen, und der öffentliche Ankläger ist gezwungen, die dem Schuldigen günstigste Lage der Dinge anzunehmen. Als der Wachtmeister Lotz verfolgte, lag ihm nichts ferner, als auf die Uhr zu sehen, aber die Zeitangabe von halb zwölf wird — wenn auch nicht auf die Minute genau — richtig sein."

Der alte Herr schwieg und dachte nach. Nach einer Pause fuhr er fort: „Es ist ein Unterschied, ob man zwei Wege vor sich hat oder nur einen. Der eine muß eingeschlagen werden, gleichviel ob er zu irgendeinem Ziel oder in die Irre führt; bei zweien sucht man nach dem Wegweiser. Ein Zufall brachte mich auf eine neue Spur. Ich erfuhr aus dem Munde seines eigenen Vaters, daß Zollinspektor Brink abends um elf Uhr in Gesellschaft des Professors Kramer nach Dornheim gefahren ist; er machte seiner Dienstbehörde andere Angaben. Mein alter Freund, der Sanitätsrat, äußerte sich mir gegenüber, daß Adolf Brink von der Geldsumme wußte, die Kramer bei sich führte. Es ist festgestellt, daß der junge Brink erst gegen ein Uhr, verwundet, erschöpft und im Zustand seelischer Zerrüttung auf Zollstation Rodeck eintraf, und ich erhebe gegen ihn die Anklage, den Vater seiner Verlobten in der Nacht vom dreißigsten September zum ersten Oktober ermordet zu haben."

Der Untersuchungsrichter rief höchst überrascht: „Das ist doch unmöglich, Herr Geheimrat!"

„Der Gedanke ist schrecklich, aber in meinem langen Amtsleben habe ich den Glauben an Unmöglichkeiten verloren. Ich erhob schon Anklage gegen einen Sohn, der seine leibliche Mutter, gegen einen Gatten, der seine Ehefrau ermordet hatte, ich nahm ihre Geständnisse entgegen und sah sie auf dem Schafott sterben. Das waren allerdings rohe Männer aus den untersten Schichten, aber durch Erfahrungen, die ich in einem langen Leben im Amt erwarb, bin ich überzeugt worden, daß auch höchste Bildung und die glänzendste Stellung nicht vor Verbrechen schützen, wenn das eine fehlt, was niemals durch Erziehung gegeben werden kann: Charakter. Unmöglich sagen Sie, weil der Mann, gegen den ich die Anklage erhob, Beamter ist, und Sie selbst zu den Dienern des Staates gehören; ja, wenn der Staat sichten könnte, wie man Spreu vom Weizen scheidet, dann würde durch die Stellung eine Grenze gezogen sein. So aber vermag er nur das Wissen zu prüfen und eine mehr oder weniger klug beherrschte Vergangenheit. Adolf Brink und Professor Kramer haßten sich gegenseitig; der Lehrer zerstörte durch außergewöhnliche Pedanterie die Zukunft des Schülers, und Adolf Brink suchte seinen ehemaligen Lehrer vor die Schranken des Strafrichters zu bringen. In dieser Tatsache zeigt sich, daß der Wille oder sagen wir der Hang zur Vergeltung nach Jahren noch lebendig geblieben war. Ich lege ohne Ansehen der Person meine Hand an Adolf Brink; ob der Verdacht sich zum Schuldbeweis verdichtet, das mögen die berufenen Richter entscheiden."

Der Untersuchungsrichter verabschiedete sich, ohne innerlich überzeugt zu sein, daß der Staatsanwalt das Richtige getroffen habe; er konnte die Verdachtsgründe

aber auch nicht entkräften und sah dem Antrag auf Eröffnung der Voruntersuchung entgegen, die nach Gerichtsbrauch einen Haftbefehl zur Folge haben mußte.

Seitdem es feststand, daß die irdischen Reste Professor Kramers auf dem Dornheimer Friedhof beigesetzt waren, erhielt das Grab ein verändertes Aussehen. Der bisher mit Gras und Unkraut bewachsene Sandhügel wurde mit Steinen umsäumt und mit Blumen bepflanzt. Eine Marmorplatte trug den Namen des Ermordeten. Die Witwe hing dem etwas absonderlichen Gedanken nach, auf dem Stein auch den Namen des Mörders einmeißeln zu lassen, denn es dünkte sie unmöglich, daß diese schreckliche Tat unaufgeklärt bleiben könnte. Adolf widersprach dieser Absicht; nach seiner Meinung sollte die Vergangenheit ruhen; er erwähnte den Namen Kramers nur ungern. Die Vorbereitungen zur Hochzeit eifrig betreibend, setzte er durch, daß sie in den ersten Tagen des Mai stattfinden sollte. Der Sanitätsrat deutete vorsichtig an, daß erst sieben Monate seit dem Tode von Helenes Vater verflossen wären. Bei dieser Gelegenheit entwickelte Adolf einen Plan, der den alten Herrn ernstlich beunruhigte; er erklärte ihm: „Ich habe keine Aussicht auf Beförderung, seit den Ereignissen des dreißigsten September ist man mißtrauisch geworden, und wenn man früher oder später erfahren wird, daß ich meiner vorgesetzten Dienstbehörde unrichtige Angaben gemacht habe, dann wird eine Disziplinaruntersuchung unvermeidlich sein. Ich habe die Absicht, mein Amt aufzugeben und Europa zu verlassen; für diesen Fall möchte ich mit Helene verheiratet sein, da unserer Verbindung sonst Hindernisse entgegentreten würden."

Der Sanitätsrat erwiderte bekümmert: „Was heißt

das, Europa verlassen? Was könntest du denn in Amerika beginnen, um dich und deine Frau zu ernähren?"

„Ich will mir irgendwo — vielleicht in Brasilien — eine Farm erwerben; mit Fleiß und Glück kann man dabei ein genügendes Auskommen finden."

„Möglich. Aber dazu gehört Geld. Dein mütterliches Vermögen beträgt dreitausend Mark — von mir wirst du einmal mehr erben, aber erst wenn ich tot bin. Für tausend Taler läßt sich keine Farm kaufen, soviel ist mir von amerikanischen Verhältnissen bekannt."

Adolf schwieg und zögerte, endlich raffte er sich auf: „Ich will dir doch nicht verhehlen, was ich unternommen habe, obwohl du es mißbilligen wirst. Ich vertraute die dreitausend Mark einem Freund an, der Beziehungen zur Börse hat, die Summe ist unter seinen Händen bedeutend gewachsen."

„Wie hoch?"

„Ganz genau kann ich es — im Augenblick wenigstens — nicht angeben, aber sie reicht für meinen Zweck aus."

„Das heißt, du willst es mir nicht sagen; den Namen dieses Freundes darf ich wohl auch nicht erfahren?"

„Ich kann mir nicht denken, daß dir mit einem völlig fremden Namen gedient sein sollte."

„Kennt Helene deine Pläne?"

„Ja. Sie ist damit einverstanden."

Mürrisch sagte der Alte: „Dann habe ich nicht mehr viele Worte darüber zu verlieren. Deine dienstlichen Befürchtungen mögen übrigens zutreffen; du warst leichtsinnig, und das Leben wird dir noch hart genug mitspielen. Hoffentlich hat Helene nicht zu sehr darunter zu leiden; des Menschen Wille ist sein Himmelreich."

Der festgesetzte Hochzeitstag nahte. Eine schlichte Feier sollte in Helenenruh stattfinden. Am Nachmittag vorher fand sich die Familie bei dem Sanitätsrat ein; die beiden Frauen wollten über Nacht bleiben, Adolf war nur auf einige Stunden gekommen, denn sein Urlaub begann erst am folgenden Tage.

Er trug denselben Zivilanzug, in dem er Helene an jenem Abend aufgesucht hatte, als die Leiche ihres Vaters aufgefunden wurde. Das junge Mädchen saß neben ihrem Verlobten, betrachtete den Anzug und fragte: „Trägst du diese Kleider häufig, Adolf?"

„Nein, nur sehr selten, ich bin doch meistens in Uniform."

„Wann hattest du sie zuletzt an?"

„Das kann ich wirklich nicht sagen, Lenchen, es kann aber länger als ein halbes Jahr her sein."

„Seitdem hingen sie beständig im Schrank?"

„Natürlich; warum?"

„Es fiel mir plötzlich etwas ein. Greif doch, bitte, mal in die Westentasche."

Er tat ihr lächelnd den Gefallen und machte ein verwundertes Gesicht, als er einen kleinen bläulichen Glasknopf zwischen den Fingern hielt.

„Seltsam! Dachtest du, daß ich diesen Knopf in der Tasche hätte?"

„Ja und nein. Aber es geht alles ganz natürlich zu. Am dreißigsten September, in jener schrecklichen Nacht, fand ich diesen Knopf an derselben Stelle, wo mein Vater — sein Ende gefunden haben muß, und ich nahm ihn mit, ohne eigentlich zu wissen, warum. Ich legte ihn auf das Schreibzeug meines Vaters, und dann — entsinnst du dich noch jenes anderen Abends, als die Leiche gefunden wurde?"

„Ich erinnere mich," sagte er leise.

„Mir sind noch alle Vorgänge genau im Gedächtnis. Du hattest den Knopf auf dem Schreibtisch gesehen, er fiel dir auf, und du nahmst ihn in die Hand, im gleichen Augenblick gewahrten wir den Feuerschein und eilten beide in den Wald. Später vermißte ich den Knopf und dachte mir, daß du ihn in die Tasche gesteckt hattest, du trugst damals denselben Anzug wie heute."

Adolf blickte nachdenklich vor sich nieder.

„Es ist richtig, du hast Anlagen zum Detektiv. Aber wozu das alles, Helene?"

Das Mädchen nahm den Knopf an sich und wurde sehr ernst: „Lieber Adolf, der Mann, den sie drüben auf dem Friedhof begraben haben, ist nie dein Freund gewesen, aber er war mein Vater. Du wolltest nicht, daß auf dem Grabstein ein Platz für den Namen des Mörders freigelassen werde, das kann ich sehr gut begreifen. Aber der Mörder muß gefunden werden. Dieser unscheinbare Knopf wird uns vielleicht auf die erste Spur leiten, denn mein armer Vater hat sich gewiß gewehrt; ich dachte mir sofort, als es gewiß geworden war, wer in dem Weiher gefunden wurde, daß er mit dem Angreifer gerungen haben muß. Ich kam nicht los von dem Gedanken, daß er dem Mörder vielleicht das Vorhemd aufgerissen haben könnte. Ich kann es nicht beschwören, aber es ist mein felsenfester Glaube."

Sie saßen allein in dem früheren Arbeitszimmer des Professors; Adolf trat vor das offene Fenster, von dem aus er an jenem dunklen Winterabend das Lodern der Fackeln gesehen hatte. Der sonnige Frühlingstag neigte sich seinem Ende zu, über der Landschaft lag ein stiller Friede.

„Die Gerechtigkeit geht auf Krücken,“ sagte Adolf nachdenklich. „Sie schleicht manchmal so langsam wie jener Mann, der dort die Landstraße entlang kommt; sieh doch nur, Lenchen, das ist seltsam, er bleibt fortwährend stehen und trocknet sich die Stirn — es ist doch wahrhaftig kein heißer Tag heute.“

Helene war neben ihren Verlobten getreten und blickte nach der Stelle, auf die Adolf mit dem Finger deutete.

Der Fremde kam näher heran und blieb neben der Gartenpforte stehen; er trug einen schlichten, dunklen Zivilanzug, schwarze Handschuhe und einen Stock.

Helene beugte sich aus dem Fenster: „Suchen Sie hier jemand?“

„Das Haus des Sanitätsrats Brink.“

„Treten Sie, bitte, näher.“

Adolf war in das Zimmer zurückgetreten und öffnete die Tür zum Nebenraum.

„Vater, draußen ist jemand, der dich sprechen will.“

Der Sanitätsrat verließ das Haus und traf im Garten mit dem Fremden zusammen; das Brautpaar war wieder ans Fenster getreten und horchte auf die Unterhaltung der beiden Männer, sie wurde aber so leise geführt, daß kein Wort davon zu verstehen war.

Der Mann nahm eine Blechmarke aus der Tasche und zeigte sie dem Sanitätsrat, darauf brachte er ein rotes Papier zum Vorschein, bei dessen Anblick der Sanitätsrat zusammenzuckte. Nun wurden die Stimmen lauter: „Das muß ein Irrtum sein, Herr Kommissar, ein verhängnisvoller Irrtum!“

Der Bote zuckte bedauernd die Schultern: „Ich habe das nicht zu prüfen und tue nur meine Schuldigkeit. Der Weg ist mir sauer genug geworden, denn ich

höre, daß morgen Hochzeit sein soll, daraus wird nun wohl nichts werden."

Der Sanitätsrat trat stumm beiseite. Die letzten Worte waren von dem Brautpaar gehört worden, und Helene umklammerte angstvoll den Arm ihres Verlobten: „Adolf, was soll das bedeuten?"

„Es scheint mir zu gelten," sagte er finster, „aber es ist unmöglich, daß meine vorgesetzte Dienstbehörde in der Weise gegen mich vorgeht. Da ist der Mann, Lenchen, faß dich und trage das Unvermeidliche mit Geduld. Ich weiß, daß Sie mich suchen, ich stehe zu Ihrer Verfügung."

Adolf Brink war wegen Mordverdacht in Untersuchungshaft genommen worden; bald war die Tatsache in der ganzen Gegend bekannt und wurde sehr verschieden aufgenommen. Die Grenzbeamten hatten ihren jungen Vorgesetzten liebgewonnen und schwuren auf seine Unschuld, nur der Zollkontrolleur Mohrmann sagte immer wieder, der Zollinspektor sei am ersten Oktober morgens gegen ein Uhr in einer Verfassung auf der Station eingetroffen, die weder durch sein Dienstversäumnis erklärt, noch durch die leichte Stirnwunde entschuldigt werden könne. Aber Mohrmann war ein stiller Grübler und schätzte seinen Vorgesetzten nicht sonderlich, seine Art war ihm zu jäh. Ähnlich geteilt waren die Ansichten jener beiden Männer in Hochstein, die sich von Amts wegen mit Strafsachen zu befassen hatten. Der behagliche Amtsgerichtsrat Büner neigte, wie immer, so auch in diesem Fall, zur Milde, aber Adolf Brink stand durch sein Betragen nicht in angenehmster Erinnerung bei ihm, und da er lebhaft wünschte, die Ermordung seines Schwagers möge gesühnt

werden, erfüllte es ihn mit Genugtuung, daß die Untersuchung wenigstens einmal begonnen hatte. Er brauchte sich mit diesem Fall nicht zu befassen und hielt es, wie alle nicht besonders ausgeprägten Charaktere, mit den Anschauungen und Meinungen der großen Menge.

Hammer schwieg sich aus, aber wenn im Klosterbräu die Reden über den endlich entlarvten Mörder geführt wurden, ging ein grimmiges Lächeln über sein Gesicht, und er murmelte etwas von den alten Nürnbergern, die bekanntlich keinen hängten, ehe sie ihn gefaßt hatten, worauf man ihm entgegenhielt, daß diese Redensart nicht passe, denn das Gericht hätte einen zum Hängen.

Der Sanitätsrat war schwer erkrankt und wurde von Helene gepflegt; er fieberte, und aus seinen irren Reden entnahm das junge Mädchen schmerzbewegt, daß der eigene Vater mit Zweifeln rang und nicht Herr über sie werden konnte. Er klagte sich an, daß durch seine Schuld der Verdacht wachgerufen sei, und redete im selben Atem von dem alten Römer Brutus, der über seine eigenen Söhne das Todesurteil gesprochen habe.

„Es ist grauenvoll," sagte Helene, als ihre Mutter zu Besuch kam, „ich kann diese Wahnreden nicht mehr anhören, jedes Wort zerreißt mir das Herz. Willst du morgen die Pflege übernehmen, ich muß in die Stadt."

„Was willst du dort, Kind?"

„Meine Wege gehen; es sind nicht deine Wege, Mutter."

Helene fuhr am nächsten Morgen in die Stadt und ging geradeswegs auf das Gericht.

Der Richter, der die Untersuchung führte, war ihr bereits persönlich bekannt, und sie wendete sich an ihn mit einer Frage, die das volle Verständnis der Sach-

lage verriet: „Ich möchte für meinen Verlobten Zeugnis ablegen," sagte sie, „wird das hier entgegengenommen?"

„Gewiß, mein Fräulein!"

Helene entnahm ihrer Tasche den kleinen, blauen Glasknopf und legte ihn auf den Tisch.

„An diesem unscheinbaren Ding hängen vielleicht Ehre, Glück und Leben. In jener schrecklichen Nacht, als mein Vater ermordet wurde, suchte ich den Vermißten auf der Landstraße und im Walde, und genau an derselben Stelle, wo man ihn vielleicht eine Stunde früher niedergeschlagen und beraubt hatte, blinkte mir das da im Mondlicht entgegen. Sie werden einwenden, Herr Richter, daß es schon lange an jener Stelle gelegen haben kann, aber ich glaube es nicht, denn Sturm und Regen, oder auch die Füße der Menschen verändern den Erdboden so schnell, daß ein kleiner Knopf sehr bald im Boden verschwindet. Er gehört weder meinem Vater, noch kann mein Verlobter ihn getragen haben, denn er war an jenem Abend in Uniform, aber ich bin fest überzeugt, daß er dem Mörder im Kampf entrissen wurde, denn mein Vater war ein rüstiger Mann und wird sich zu wehren gesucht haben."

Helene sah den Richter erwartungsvoll an; er hatte den Knopf in die Hand genommen, drehte ihn hin und her und sagte: „Mein Fräulein, ich zweifle nicht daran, daß Sie diesen Gegenstand am Tatort gefunden haben, und es ist vielleicht nicht unmöglich, daß er dem Mörder Ihres Herrn Vaters gehört, aber solche Hemdknöpfe werden in Massen hergestellt und in den Handel gebracht, sie zeigen kein besonderes Merkmal. Etwas anderes wäre es freilich ..." Er sah das Mädchen forschend an.

„Wenn man einen Verdacht hätte, wollten Sie sagen," vollendete Helene.

„Allerdings, Fräulein Kramer, sind Sie in der Lage, einen Verdacht auszusprechen?"

„Ich könnte es vielleicht, Herr Untersuchungsrichter, aber — ich bitte um Verzeihung — das Schicksal meines Verlobten beweist, daß selbst die Gerichte dem Irrtum unterliegen. Gott soll mich bewahren, daß ich einen vielleicht trotz allem Unschuldigen dieser schrecklichen Tat bezichte, ich würde im Leben keine Ruhe mehr finden."

Der Richter behielt den kleinen Knopf, den er sorgfältig einschloß. Dann erhob er sich: „Ich danke Ihnen, Fräulein Kramer, möchten alle Menschen so vorsichtig an dieser Stelle reden, wo nur Wahrheit und Wissen eine Stimme haben sollten. Wenn Sie Ihren Verlobten zu sehen wünschen, bin ich bereit, ihn in meinem Zimmer vorführen zu lassen."

„Wie ist seine Stimmung?" fragte Helene.

„Ruhig und gefaßt. Er leugnet nicht die gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründe und gibt auch zu, Ihren Herrn Vater getroffen und gewußt zu haben, daß er fünfzehntausend Mark bei sich führte; er gab ungefragt an, sich mit dem Gedanken der Auswanderung getragen zu haben, und begründet diesen Plan mit dienstlichen Verhältnissen, die ich allerdings vorläufig noch nicht zu beurteilen vermag."

„Ich verzichte auf eine Zusammenkunft, die das Bewußtsein der Unfreiheit doch nur schmerzlich erhöht. Ich will meinen Verlobten erst wiedersehen, wenn seine Unschuld erwiesen ist; heute könnten wir einander doch nicht mehr sagen, als was ich Ihnen, Herr Richter, mitgeteilt habe."

Nach Helene wurde Wachtmeister Hammer gemeldet. Die Untersuchung gegen Lotz wegen Körperverletzung

war abgeschlossen, aber man verfolgte noch seine Tätigkeit als Schmuggler, denn in seinen Aussagen über diese Dinge verhielt er sich viel zurückhaltender und machte — anscheinend in Rücksicht auf seine Mitschuldigen — nur ganz allgemeine Angaben.

Der Untersuchungsrichter begrüßte den von ihm hochgeschätzten Beamten freundlich: „Ich habe Sie in einer Sache geladen, Herr Wachtmeister, die Ihrer Umsicht und Erfahrung würdig ist; es handelt sich darum, festzustellen, in welchem Umfang Jakob Lotz sein Pascherhandwerk betrieben und mit welchen Leuten er dabei verbunden sein konnte. Bisher wurden keine Haussuchungen vorgenommen, und sie dürften heute höchst wahrscheinlich verspätet sein, immerhin möchte ich noch einen Versuch gemacht wissen, den auszuführen ich Ihnen anvertrauen will. An der Stelle, wo Professor Kramer mutmaßlich ermordet wurde, fand man diesen Vorhemdknopf und zwar — was ich betone — ganz kurz nach Begehung der Tat; es könnte möglich sein, daß er dem Mörder gehörte und im Kampf mit seinem Opfer herausgerissen wurde. Angenommen, diese Vermutungen wären richtig, so wäre er ein nicht unwichtiger Fund, und ich übergebe Ihnen den Knopf im besonderen Vertrauen und ohne besondere Anweisung. Vielleicht findet Ihr Scharfsinn eine Spur, obwohl ich daran zweifle. Jedenfalls kann ein Sicherheitsbeamter manches unternehmen, was dem Richter nicht anstehen würde. Sie verstehen mich wohl ohne nähere Andeutungen, die ich übrigens tatsächlich nicht zu geben vermag."

Hammer hatte diese etwas dunklen Worte in stramm dienstlicher Haltung angehört, in seinem wetterharten Gesicht zuckte keine Muskel, aber die klugen Augen leuch-

teten, und der Richter beugte sich anscheinend zufrieden über seine Akten.

Die Sonne neigte sich dem Untergang zu, als am gleichen Tage der Wachtmeister langsam durch die Dorfgasse von Dornheim schritt; er begegnete der Witwe Gerlach, die man jetzt als harmlos betrachtete, und klopfte sie freundlich auf die Schulter: „Wie geht's, Frau Gerlach?"

Die Irre blickte scheu auf: „Wird man ihm den Kopf abschlagen?"

„Ich weiß es nicht, aber es ist möglich. Vielleicht bringt die Sonne noch allerlei an den Tag."

„Die Sonne will untergehen."

„Oh," sagte Hammer zuversichtlich, „so weit sind wir noch nicht! Es ist noch nicht aller Tage Abend."

Er ging weiter und betrat das Haus des Jakob Lotz. Annemarie Köhler wohnte noch da, und die Haushälterin begrüßte den Beamten mit ihrem scheinheiligsten Gesicht: „Ach, der Herr Wachtmeister lassen sich hier sehen? Bringen Sie Nachricht von meinem armen Herrn?"

„Es geht ihm gut. Sie sollen ihm ein bißchen Wäsche zusammenpacken, vor allen Dingen ein paar Vorhemden. Ich nehme das Bündel gleich mit."

„Ich werde Ihnen alles geben, Herr Wachtmeister."

„Ich soll hier noch etwas besorgen. Der Herr Untersuchungsrichter hat angeordnet, daß ich mir die Geschäftsbücher des Lotz ansehe, er hat doch welche, was?"

„Das weiß ich nicht, Herr Wachtmeister, ich kümmerte mich um seine Geschäfte nicht, sie gingen mich ja auch nichts an. Hier ist das Arbeitszimmer, Sie können ja selber mal danach suchen."

Die Köhler entfernte sich, um etwas Wäsche zu

packen, und Hammer betrat das Zimmer. Er sah sich nur flüchtig um, denn er wußte ebensogut wie der Untersuchungsrichter, daß etwa verdächtige Bücher längst vernichtet sein mußten; sein Blick fiel auf das Arbeitspult, auf dem einige abgegriffene Scharteken standen. In dem Möbel befanden sich ein paar unverschließbare Schiebladen; Hammer öffnete die eine und fand sie leer. Er griff in die Tasche, zog einen Lederbeutel heraus, entnahm ihm den blauen Glasknopf, legte ihn in das Fach und ließ es offen, dann nahm er eines der Bücher und schlug es auf; es war eine kleine Handausgabe des Reichsstrafgesetzbuches. Er durchblätterte es, lächelte zufrieden und steckte den Band in die Tasche.

Gleich darauf kam Frau Köhler zurück. Sie legte zwei Vorhemdchen auf den Tisch, stemmte beide Hände in die Seiten und sagte mürrisch: „Das ist das ganze Gelumpe; ich konnte nicht mehr finden, aber im Gefängnis wird es wohl langen.“

Hammer nickte.

„Es ist nur, wenn er vor die Richter kommt, Frau Köhler. Haben Sie nicht einen Vorhemdknopf, der gehört doch eigentlich mit dazu? Übrigens hab’ ich vorhin so ’n Ding wo liegen sehen — wo war denn das?“

Der Wachtmeister sah sich um, schnippte mit den Fingern und trat dann plötzlich vor die offene Schieblade.

„Richtig, hier! Es fiel mir in der leeren Schublade gleich auf, als ich das Schreibpult durchsuchte — das ist wohl gar ’ne Art Diamant?“

Die Frau sah gleichgültig hin und lachte: „Ne, Herr Wachtmeister, so splendid war der Lotz nicht. Aber wundern tut’s mich doch …“

„Was denn?"

„Daß der Knopf hier liegt. Er meinte nämlich, er hätte ihn verloren."

„Dann gehört er ihm vielleicht gar nicht?"

„Doch, ich kenne ihn genau. Nehmen Sie das Ding nur mit; vor Gericht muß der Mensch doch ordentlich aussehen."

Am folgenden Tag erschien Jakob Lotz vor Gericht, aber er stand noch nicht vor jenen fünf Männern, die über Schuld und Unschuld zu entscheiden haben. Der Untersuchungsrichter hatte ihn sich vorführen lassen.

Der Krämer sah nicht gut aus. Seine Gestalt war immer hager gewesen, aber er trug sich sonst aufrecht, jetzt schlich er gedrückt einher und blickte beständig zu Boden. Der Untersuchungsrichter begann: „Die Voruntersuchung gegen Sie wegen Körperverletzung des Wachtmeisters Hammer ist abgeschlossen, es fehlt nur eine kleine, an sich bedeutungslose Tatsache, nämlich die Feststellung des Zeitpunktes. Nach Ihrer Angabe trafen Sie mit dem Wachtmeister um halb zwölf zusammen; Hammer behauptet, es sei mindestens Mitternacht gewesen. Können wir uns der Anklage wegen auf den Zeitpunkt einigen?"

Lotz schielte in die Ecke. „Das wird kaum möglich sein. Als ich Dornheim verließ, pfiff der Elfuhrzug, und von Dornheim bis an den ‚Wanderer' geht man eine halbe Stunde."

„Ja, wenn man läuft oder sehr schnell geht."

„Ich war doch auf der Flucht, Herr Untersuchungsrichter!"

„Davon wollen wir später sprechen. Gestern ist übrigens Hanjörg eingeliefert worden."

„Geschieht ihm recht. Das ist der eigentliche Anstifter."

„Mag sein. Hanjörg behauptet, daß er genau um zwölf Uhr mitternachts von dem Wachtmeister in den Keller gesperrt worden sei; kurz darauf trafen Sie vor der Kneipe ein — wie stimmt denn das?“

„Dem Hanjörg seine Uhr taugt so wenig wie er selbst.“

„Gut, Sie bleiben also bei halb zwölf. Nun kommen wir zur Flucht. Sie nahmen irrtümlich an, daß der vor länger als fünfzehn Jahren verübte Totschlag noch nicht verjährt sei. Weil die Witwe des Getöteten Ihnen auf den Hacken war, zogen Sie es vor, Haus und Hof im Stich zu lassen.“

Jakob Lotz machte sein treuherziges Gesicht: „Es war eine Dummheit, ich gebe das zu, aber unsereins kennt doch nicht die Gesetze.“

„Bei einem Bürgermeister ist das etwas seltsam. Sie besitzen wohl nicht einmal ein Strafgesetzbuch?“

Als Lotz schwieg, hob der Richter die Stimme: „Es liegt hier vor mir, Herr Lotz. Ihr eigener Name steht darin. Sehr oft gebraucht ist es nicht; aber zwei Stellen haben Sie doch genau angesehen, ich fand sie mit Bleistift angestrichen; es sind die Paragraphen 212 und 67. — Der erste handelt von Totschlag! Der zweite von der Verjährung dieses Verbrechens. Und Sie wollen mich glauben machen, Ihre kopflose Flucht in der Nacht des dreißigsten September sei auf die Furcht vor der Entdeckung eines verjährten Verbrechens zurückzuführen?“

Lotz schwieg. Auf seinem Gesicht malte sich eine Angst, deren Ausdruck erst teilweise verschwand, als der Untersuchungsrichter gleichgültig hinwarf: „Ich wollte Ihnen nur die Lüge vorhalten, Herr Lotz, weiter nichts; vermutlich ist Ihnen wegen des Schmuggels der Boden zu heiß geworden. Sie werden sich nächstens vor Ge-

richt verantworten müssen; ich bemerke, daß Ihre Wäsche der Ergänzung bedarf. Frau Köhler hat das vorgesehen und schickt Ihnen ein paar Vorhemden, damit Sie anständig auftreten können. Sie packte auch einen Schließknopf bei, der wohl dazu gehört ..."

Die Wäsche und der blaue Knopf lagen auf dem Tisch. Lotz trat näher, um die Gegenstände in Empfang zu nehmen. Da ergriff der Richter eine Lupe und betrachtete den Knopf: „Potztausend, das ist wohl ein Juwel?!"

„Nein," sagte Lotz, „es ist nur Glas. Ich glaubte, das Ding verloren zu haben, nun war es aber doch noch da."

Er streckte die Hand aus, aber der Beamte kam ihm zuvor: „Verloren, sagen Sie. Wenn dieser kleine, unscheinbare Gegenstand nun wirklich verloren gegangen, und wenn er gefunden worden wäre?"

„Wer sollte den wohl aufheben, Herr Untersuchungsrichter?"

„Ich kann Ihnen den Namen nennen! Es war die Tochter des Mannes, der im Wald von Dornheim neben dem alten Steinkreuz erschlagen und beraubt wurde. Der Unglückliche hat sich gewehrt und seinem Mörder an die Brust gegriffen; auf dem Platz, wo er sein Leben lassen mußte, lag dieser glänzende Zeuge, er wurde eine Stunde nach der grausigen Tat gefunden. Ich warte auf Ihre Antwort!"

Jakob Lotz schwieg. Er trat langsam vom Richtertisch zurück, tastete hinter sich nach dem Stuhl und sank zusammen. So saß er einige Minuten; dann hob er langsam den Kopf: „Ich möchte in meine Zelle geführt werden, Herr Richter."

„So wollen Sie kein Geständnis ablegen?"

„Diese Anklage ist zu schwer. Ich bitte um Feder und Papier, damit ich meine Verteidigung aufsetzen kann; gesprochene Worte sind zu gefährlich, ich habe meine Gedanken nicht beisammen."

Der Untersuchungsrichter ließ den Mann abführen und wendete sich zu seinem Gerichtschreiber, der den Vorgang aufgenommen hatte: „Wir sind um den Schluß des Protokolls gekommen, Herr Sekretär; ich bin doch gespannt, welche Notröhre dieser alte Fuchs zu benützen gedenkt."

Der Beamte erwiderte: „Für ihn gibt es wohl nur einen Ausweg. Aber nicht jeder hat den Mut, ihn zu gehen."

Jakob Lotz ging ihn dennoch. In vorgerückter Abendstunde erhielt der Untersuchungsrichter die Nachricht, daß der Untersuchungsgefangene sich in seiner Zelle entleibt habe. Er begab sich sofort in das Gefängnis und konnte nur den Tod des Mörders feststellen; er hatte sich erhängt. Auf dem Tisch lag der Papierbogen, den man ihm zur Niederschrift seiner Verteidigung gegeben hatte; er enthielt nur wenige Worte:

„Ich finde keinen Ausweg mehr und will dem Scharfrichter die Arbeit ersparen. Die verfluchte Geldgier ist mir zum Unglück geworden, aber es wäre doch nie so weit gekommen ohne das erste."

Als Adolf Brink aus dem Gefängnis entlassen wurde und das Heim seines wieder genesenen Vaters betrat, stand der Frühling in voller Pracht. Beim ersten Zusammentreffen der beiden Männer war nur Helene zugegen, und sie empfand es wie eine Traurede, als der Alte von der Wahrheit sprach, deren Verletzung sich

immer und überall auf Erden rächt, und die heilig zu halten oberste Pflicht auch dann erheischt, wenn Menschenwahn und Menschenwitz ihr gottgewolltes Recht verkürzen.

Adolf war ein anderer geworden; sein Trotz fand im Schicksal einen harten Zuchtmeister. Als die vorgesetzte Dienstbehörde ihm eröffnete, daß seine Verfehlungen durch das erlittene Unrecht ausgeglichen sein sollten, nahm er die Nachricht dankbar entgegen und bat nur um seine Versetzung, denn die Umgebung barg für ihn zu viel traurige Erinnerungen. Nach der Hochzeit des jungen Paares, die im Herbst stattgefunden hatte, blieben außer den Lebenden noch zwei Gräber zurück, denn auch den Mörder und Selbstmörder hatte man auf dem Dornheimer Friedhof eingescharrt — weit genug von seinem Opfer, so daß der Herbststurm keine welke Blume von der einen Ruhestätte bis zur anderen hinüberwehen konnte. Nicht in Wirklichkeit, aber nach dem Wahn eines gestörten Geistes gab es drüben in der Waldecke noch das dritte Grab, dessen verwittertes Steinkreuz mit Feldblumen geschmückt wurde; Frau Gerlach behauptete, dort läge ihr Jochen, und er hätte nun seine Ruhe. Sie wanderte nicht mehr von Haus zu Haus; aus dem gemiedenen Weibe war eine Unglückliche geworden, der man den Todesweg zur Erlösung gönnte.

Ende.



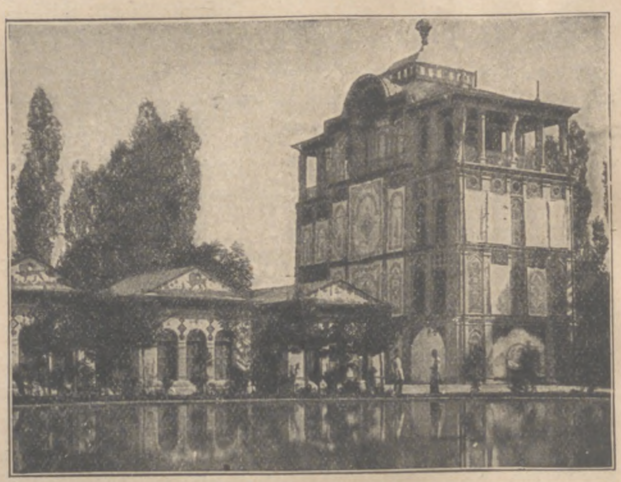
Aus dem Reiche der Sonne und des Löwen

Von Maximilian Halem

Mit 25 Bildern

Durch die endgültig entscheidenden Ereignisse dieser Kriegsjahre werden für die nächste Zukunft nicht allein die äußeren und inneren Geschicke jener Völker bestimmt, die im Herzen Europas einander in zähem Ringen bekämpfen, es handelt sich nicht nur um das fernere Bestehen oder die Umgestaltung der bisherigen Grenzen innerhalb Europas unter den einzelnen Staatengebilden und Nationalitäten. Je nach dem Ausgang dieser unerhörten Gegnerschaften wird es sich erweisen, ob es England — im Verein mit all den Völkern, die es um seiner Zwecke willen in den Weltkrieg zu verwickeln verstand — gelungen sein wird, Deutschland vom Welthandel abzuschließen oder nicht. Trotzdem unmündige Knaben es wissen sollten, muß es doch immer wiederholt werden: unser gefährlichster Feind wird auch in Zukunft allein England sein und bleiben. Auch dann aber würden die Briten den größten Vorteil errungen haben, wenn ihnen nur gelungen sein sollte, die übrigen ihm Verbündeten auf lange hinaus geschwächt und geschädigt zu haben. Und diese gleichfalls von Anbeginn erhofften Erfolge kann England längst zu seinen Gunsten buchen. Eine jahrhundertelang als vortrefflich erprobte Gepflogenheit überm Kanal ist es ja immer gewesen, durch Entfesselung von Feindschaften auf dem Festland eigene Vorteile zu erraffen. England versuchte nie zuvor unverhohlener, seine Weltherrschaftsansprüche in Europa auszukämpfen, als seit dem Jahre 1914. Auf europäischem Boden stehen in der Hauptsache andere

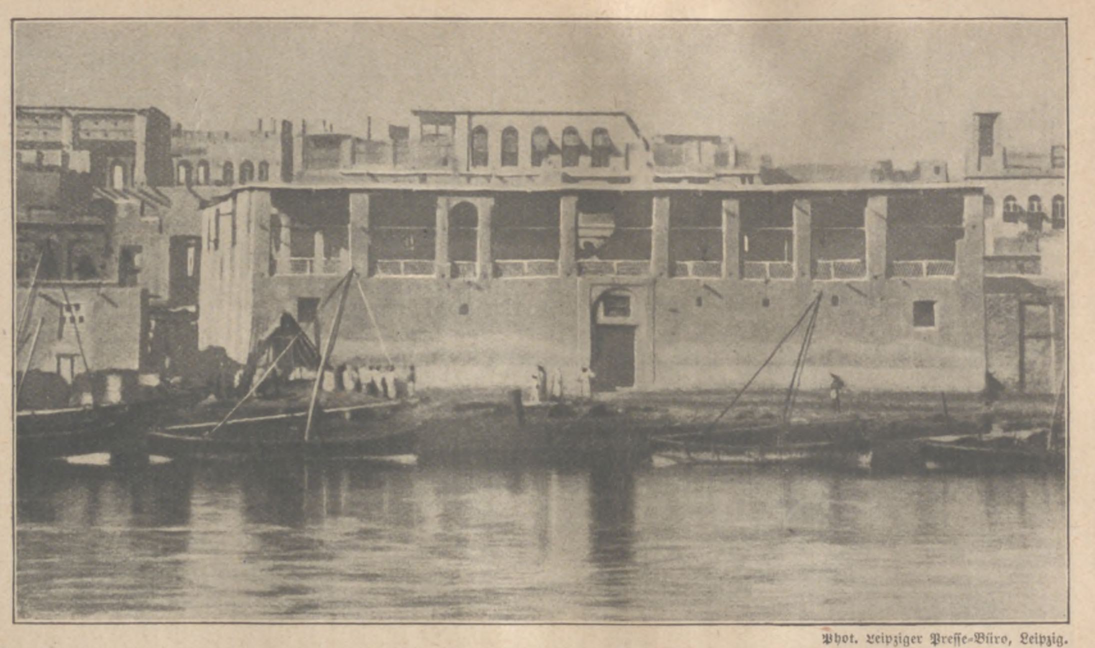
Völker gegeneinander im Felde, um durch ihr bestes Blut den Machtbesitz Britanniens zu sichern, zu kräftigen und — zu mehren. Um den Besitz von Indien, um Festigung der Vormacht in anderen Weltteilen, um Geltung im Orient und in Asien setzte England die gesamte Erde in Flammen. Zum ersten Male in der



Lustschloß „Äschrehabad“ bei Teheran.

bisherigen Geschichte ist es diesmal der Fall, daß England — allerdings sehr wider seinen Wunsch und Willen — nicht ausschließlich mit gemieteten Söldnern seine Geschäfte zu fördern suchen muß; das Blut seiner eigenen Männer fließt mehr als je gedacht in diesen Kämpfen um die Weltherrschaft der angelsächsischen Rasse.

Persien, das den Löwen und die Sonne in seinem Wappen führt, ist eines jener Länder, um dessen künftigen Besitz England in Europa den Krieg heraufbeschwor. Es führt diesen Krieg auf den Schlachtfeldern



Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.

Das deutsche Konsulat in Buschir am Persischen Golf.

Europas gegen Rußland, das sich seit Zar Peter dem Großen je nach Gelegenheit in Persien festzusetzen verstanden hat. Die Gründung der Bagdadbahn war England ein tiefer Dorn im Fleische, denn es erblickte darin nur Deutschlands Ziel: Einfluß in Persien zu erlangen. Westpersien ist das Hinterland der Bagdadbahn und als solches für die allernächste Zukunft wirtschaftlich und handelspolitisch bedeutender als die gesamte Wüstengegend östlich vom Euphrat bis fast zur türkisch-persischen Grenze. Persien ist seiner Lage nach der Flankenschutz der britisch-indischen Stellung, ja geradezu die Vorfeste Indiens, und seit langem arbeitet England mit allen Mitteln daran, um dort dauernd festen Fuß zu fassen und Rußlands Vordringen und Deutschlands seit dem letzten Jahrzehnt stetig wachsendem Einfluß zu begegnen.

Persien ist dreimal so groß wie Deutschland; die ungünstige Lage ist das Unglück dieses Landes, das, von allen Seiten von der Verbindung mit Europa abgeschlossen, ganz in die Hände seiner Todfeinde Rußland und England gegeben ist. Englands Pläne, die sich mit Südpersien beschäftigten, dem Stück Land, das der britischen Beherrschung der Südküste Asiens noch fehlt, sind schon mehr als hundert Jahre alt; sie gehen auf die Einmischung in Persien während der Napoleonischen Zeit zurück. Die Russen hatten Georgien besetzt und 1801 endgültig mit dem Zarenreiche vereinigt, sowie auch die anderen Länder am Südabhang des Kaukasus. Da suchte der Schah Fath Ali Unterstützung bei England, das ihm unter den ungünstigsten Bedingungen Hilfe zusagte: der Schah sollte die afghanischen Grenzmarken verwüsten und das afghanische Volk — im Interesse Englands — zum Frieden bringen. Er sollte ferner die



Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.

Gottesdienst in einer Moschee in Tábris.

französische Armee in jeder Weise daran verhindern, sich an einem der Ufer des Persischen Golfes festzusetzen. Als Gegenwert sollte englisches Kriegsmaterial gelten — der Brite suchte wie immer ein doppeltes Geschäft zu machen. Rußland schritt inzwischen in seinem Eroberungsplan in den Westkaspiländern fort und machte sich zwei Kulturnationen untertan: Georgier und Armenier. Wiederum stellte England für seinen Beistand die unerhörte Forderung: das ganze Küstenland abzutreten, das Recht, Bender-Buschir zu befestigen, gewaltige Kriegsteuern erheben zu dürfen und verlangte die Abtretung der Inseln und — das Oberkommando über die persischen Truppen! Der darüber ergrimmte Schah verwarf alle diese Bedingungen Englands und schloß 1807 einen Vertrag mit Napoleon I., kraft dessen Fath Ali sich verpflichtete, seinen ganzen Einfluß zu benützen, um die Afghanen zum Kriege gegen England zu bewegen und tief in Indien einzudringen. Im Frieden von Tilsit verband sich jedoch Napoleon mit dem Zaren und sah sich außerstande, dem Schah die ersehnte Hilfe gegen Rußland zu bringen, der sich nun den Engländern in die Arme warf, die ihn anfänglich unterstützend, zuletzt schnöde im Stich ließen*).

Seit jener Zeit gewöhnten sich Rußland und England, Persien nicht nur als ein Teilungsobjekt anzusehen, sondern sie behandelten das Land auch danach. Der Kaiserlich Persische General a. D. A. Weth schrieb im Juli 1916 in der „Deutschen Levantezeitung“: „Man wird vergebens in der Geschichte nach einem

---

*) Vergleiche: Albrecht Wirth, Vorderasien und Ägypten, in historischer und politischer, kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht geschildert. Mit 82 Abbildungen und 1 Karte. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1916.



Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.

Die Stadt Kerbela mit ihrer berühmten Moschee.

Beispiel suchen, das sich der Unsumme von Niederträchtigkeit, Gewalttat und Gewissenlosigkeit an die Seite stellen ließe, durch die Rußland und England, die ‚Beschützer der kleinen Nationen und Vorkämpfer für Menschlichkeit und Zivilisation‘, es zuwege gebracht haben, ein altes Kulturland in verhältnismäßig kurzer Zeit auf einen solchen Zustand herabzudrücken, wie ihn heutzutage Persien darbietet. Bei der Intelligenz und dem Fleiße der Bevölkerung und den günstigen klimatischen Verhältnissen wäre es ein leichtes gewesen, aus Persien ein wertvolles Bindeglied zwischen der Kultur Europas und Mittelasien zu machen, ohne daß es bei der Übermacht seiner Nachbarn irgendwie hätte gefährlich werden können. Aber den beiden größten Reichen der Erde liegt in ihrer Ländergier daran, auch diese Reste einer vieltausendjährigen Kultur und ein liebenswürdiges, friedfertiges Volk zu vernichten. ... Alle Herausforderungen und Drangsalierungen aufzuzählen, durch die jene ‚Schutzmächte‘ das arme Persien dem Untergang nahe gebracht haben, würde Bände füllen. Und trotzdem gibt es noch eine einflußreiche Partei, die es mit den Russen und Engländern hält. Die setzt sich zusammen aus den früheren hohen Beamten und Militärs, die aus der guten alten Zeit daran gewöhnt sind, das Volk auszusaugen und den Staat zu betrügen. Dazu kommt noch eine Anzahl direkt bestochener Beamten, die sich in allen Verwaltungszweigen finden. Das Bürgertum, die Kaufleute und Gewerbetreibenden und der größte Teil der bisher so arg bedrückten Landbewohner wissen, was sie von der Russenherrschaft zu erwarten haben und hassen sie gründlich. Als nach dem Tode des letzten Schah für Rußland und England der Augenblick gekommen schien, ihre An-



Persisches Gastmahl,

das mit Teetrinken und Nüsseessen eröffnet wird. Nach zweistündigem Plaudern wird das eigentliche Mahl vorgesetzt. Man ißt unter Stillschweigen sehr rasch. Die Gäste ziehen sich unmittelbar darauf zurück

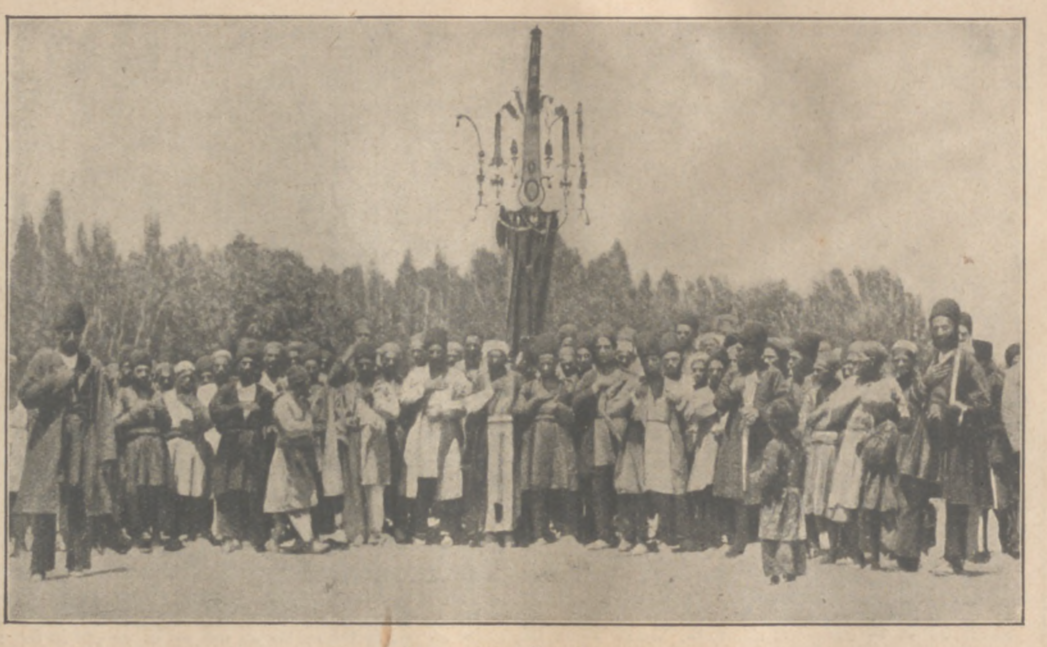
schläge gegen die Unabhängigkeit Persiens unverhüllt zu verfolgen, und es immer klarer wurde, daß die schwache Regierung seines Nachfolgers nicht imstande sein würde, die Selbständigkeit des Landes wirksam zu verteidigen, setzte die nationalistische Bewegung ein. Sie suchte die Widerstandsfähigkeit gegen den äußeren Feind durch Befreiung des Volkes vom Despotismus



Phot. Phototbek, Berlin.

Ispahan, Teil der alten Mauern.

unfähiger Herrscher und verderbter Beamter zu heben und konnte als größten Erfolg die Einführung einer Verfassung im Oktober 1906 und die Absetzung des Schahs Mohamed Ali im Jahre 1909 verzeichnen. Wenn auch im schiitischen Persien die Erklärung des ‚Heiligen Krieges' durch den Sultan nicht die Bedeutung hat wie in den sunnitischen Ländern, so steht doch die Geistlichkeit zur Verteidigung des Islams durchaus auf der Seite der Nationalisten. Rechnet man dazu noch die zahlreichen Nomadenstämme, die sich außer ihren Stammeshäuptlingen keiner Autorität fügen und



Banner des Propheten.

daher entschlossen sind, ihre Freiheit aufs Äußerste zu verteidigen, so sagt man nicht zu viel, wenn man behauptet, daß drei Viertel der Bevölkerung Persiens nichts sehnlicher wünschen, als die Russen aus dem Lande zu jagen und die Unabhängigkeit Persiens wiederherzustellen."

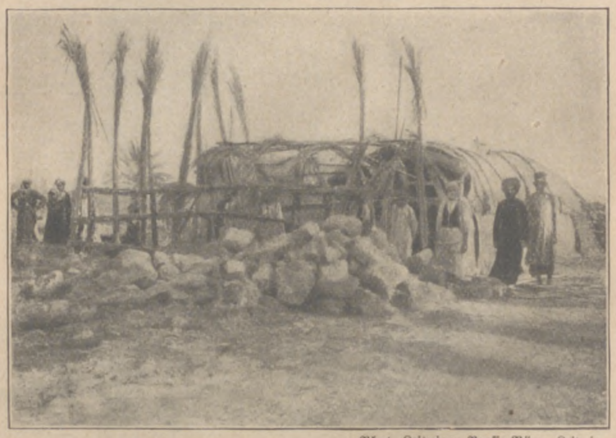
Vor dem Ausbruch des Weltkrieges, den England nicht zuletzt mit Hoffnungen auf seine endgültige Herrschaft über große Teile Persiens begann, lag der Handel mit Persien mit Neunzig vom Hundert in russischen Händen; der ganze Norden des Reiches stand unter zarischer Botmäßigkeit, indes England sich im Süden breit zu machen suchte. Noch während der Dauer der zarischen Regierung wurde die Ausbesserung der Handelstraße von Hamadan nach Kermanschah weitergeführt und 1916 die Bahnstrecke Dschulfa—Täbris, als erste Verbindung der einzigen persischen Linie — von Teheran nach Schah-Abdul-Asim — mit der Transkaukasusbahn erbaut; im gleichen Jahre wurden weitgehende Rechte zur Baumwollkultivierung in Gebieten, die das Kaspische Meer im Süden umfassen, auf die Dauer von fünfzig Jahren erworben. Der russische Handel schritt damit vorwärts; die Einflußsphäre des Reiches nach Süden bedeutete die völlige Russifizierung des Kaspischen Meeres. Am 29. Januar 1918 erklärte Trotzki das englisch-russische Abkommen vom Jahre 1907 für aufgehoben; „als gegen die Freiheit und Unabhängigkeit des persischen Volkes gerichtet für immer ungültig". Was davon zu halten ist, muß die Zukunft lehren. England wird alles unternehmen, um den während des Krieges rücksichtslos zertretenen Handel Deutschlands mit Persien auch weiterhin zu zerstören, wie ihn Rußland vor dem Kriege schon erfolgreich zu



Hütten der Nomadenstämme in Persien.

Der Unterbau besteht aus lose zusammengefügten Steinen, die beim Abbrechen der Hütte für gewöhnlich stehen bleiben; das Dach bilden Matten aus geflochtenen Blättern der Zwergpalme. Die Hütte im Hintergrunde ist aus Reisig hergestellt.

knebeln gesucht hat. Das mißhandelte Land bietet ungeheuere Entwicklungsmöglichkeiten, und ein unabhängiges Persien ist eine Notwendigkeit für die Weltwirtschaft. Wenn es auch nicht einfach sein wird, daß nach dem Kriege unser Handel dort wieder festen Fuß zu fassen vermag, so ist doch die Notwendigkeit der Wiederaufnahme der Beziehungen von größter Be-



Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.
Typische persische Lehmhütte im Bau.

deutung für die Zukunft des deutschen Handels nach dem fernen Orient, in dem Persien eine größere Rolle zusteht, als dies bisher der Fall gewesen ist. Vom Besitz der Bagdadbahn und ihrer Weiterführung nach der persischen Grenze hängt Sein oder Nichtsein unseres Handels ab, der sich erst seit dem Beginn dieses Jahrhunderts planmäßiger gestaltete und langsam entwickelte, um 1905 seiner Bedeutung nach den zehnten Platz einzunehmen. Seit 1906 bestand direkter Schiffahrts-

verkehr der Hamburg-Amerika-Linie, und vor Kriegsausbruch stand Deutschlands Handel schon an vierter Stelle. Unsere jährliche Ausfuhr aus Persien betrug 1913/14 11 Millionen; Rußland und England führten

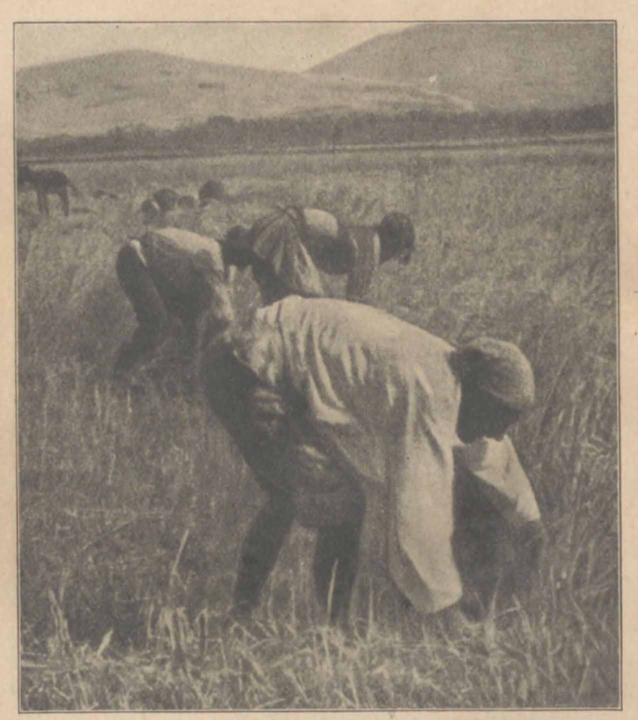


Persischer Pflug.

im gleichen Zeitraum Werte von 109 und 64 Millionen Mark aus. Nach Prozentsätzen berechnet fielen 1913/14 auf Rußland 68 Prozent des gesamten persischen Handels bei einer Einfuhr von 55 Prozent; Englands Ausfuhr bezifferte sich auf $12^1/_3$ Prozent bei einer Einfuhr von

$27^{1}/_{2}$ Prozent. Rußland stand im gleichen Jahr mit einer Ein- und Ausfuhr von 59,6 Prozent an der Spitze des gesamten persischen Außenhandels.

Inzwischen wurde eine persische Gesandschaft nach



Schneiden des Getreides mit der Sichel.

Berlin abgeordnet, um die politischen und wirtschaftlichen gegenseitigen Beziehungen zu fördern. Anfang Mai dieses Jahres überreichte der persische Bevollmächtigte im Haag dem holländischen Minister des Äußeren eine Note, worin er im Auftrag seiner Re-

gierung mitteilte, daß diese alle Verträge für ungültig erklärt habe, die Persien in den letzten Jahren auferlegt wurden; insbesondere den zwischen Ruß-



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H., Berlin.
Drei hervorragende persische Politiker in Berlin.

land und England 1907 abgeschlossenen Vertrag, wodurch Einflußzonen in Persien als festgelegt zu gelten hatten. Das ist als großer Sieg unserer Bestrebungen im Osten anzusehen! Das unterdrückte Land fühlt,

daß die englisch-russische Macht im fernen Osten ihre Kraft eingebüßt hat, und zieht daraus seine Schlüsse.

In den vielfältig abgestuften Klimaten des weitgedehnten Landes gedeihen die Früchte Asiens und Europas von der tropischen Dattelpalme bis herab zur



Dresch- und Häckselschneidmaschine.

Pflaume: Mandeln, Aprikosen, Pistazien, Hasel- und Walnüsse, Orangen, Zitronen, Granaten, Feigen, die Weintraube, Mohn zur Opiumgewinnung und Tabak. Bedeutend ist der Handel mit den Kokons der Seidenraupe. Im Westen und Norden werden ungeheuere Schaf- und Ziegenherden gezüchtet — bis zu zehntau-

send Tieren in einzelnen Gebieten —, deren Wolle und Felle — Astrachanpelz — ein bedeutender Handelsartikel sind. Aus der weichen Wolle werden im Lande die kostbaren Perserteppiche gewoben. Im westlichen



Auswerfen des Getreides auf die Windseite.

Teile der iranischen Hochebene gedeihen je nach Klima und Höhenlage: Indigo, Krapp, Wein und Gelabeeren zum Färben der Wolle für die herrlichen Teppichgewebe. Im Süden des Reiches, in Englands Machtbereich, findet sich: Blei, Zinn, Kupfer, Nickel, Eisenerz, Stein=



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Transport eines Baumstammes.

kohle und Petroleum. Nur das letztere wird vorerst zu Handelszwecken gewonnen; im Jahre 1913/14 wurde seitens England für 10,7 Millionen Krân ausgeführt; ein Krân gilt zirka 36 bis 40 Pfennige.

Die Bevölkerung wird meist auf 9,5 Millionen geschätzt, doch soll sie kaum die Hälfte betragen; der größte

Teil sind Perser. Die Nomadenstämme werden einerseits mit einer Kopfzahl von 2,5, von anderer Seite auf 1,5 Millionen angegeben; darunter sind 675 000 Kurden und Leken und 234 000 Luren. Der Rest verteilt sich auf Türken (720 000), Araber (260 000), Belutschen (10 000) und Syrer, Juden, sowie Zigeuner. Der Großteil Persiens ist eine nackte, trostlose Wüste, Sumpf- und



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Maultier- und Kameltreiber.

Brachland; fruchtbar sind allein der Norden und der westliche Gebirgssaum, weil nur dort Wasser genug vorhanden ist. Infolgedessen lagen und liegen die namhaften Städte des Landes mit wenig Ausnahmen am Nord- und Westgürtel: Mesched, die heilige Stadt, mit 60 000 Seelen, Teheran mit 280 000, Hamadan mit 100 000 (auch mit 140 000 angegeben), Täbris, die Hauptstadt der reichen Nordprovinz Aserbeidschan, mit 200 000, Ispahan mit 70- bis 80 000, Schiras mit 50 000.

Dazu kämen außerhalb der genannten Lagen noch Kirman mit 60000 und Jesd mit 45000 Einwohnern*). Hamadan ist seiner Lage nach — als Stapel- und Umschlagplatz an der großen Karawanenstraße Bagdad—Kermanschah—Teheran — bestimmt, eine größere Rolle zu spielen.

Ackerbau und Viehzucht bilden die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung, und neben dem verhältnismäßig ausgedehnten Handel die einzigen Steuerquellen des Landes. Die Methoden, den Boden zu bestellen, zu ernten und die Frucht zu bergen, sind heute noch so einfach wie zur Zeit der altägyptischen Pharaonen am Nil. Bevor die Regenzeit einsetzt, beginnt die Feldarbeit. Ein roh gezimmerter Pflug wird von Zebuochsen gezogen, über deren Nacken ein schweres Querholz liegt. Die wenig erschöpfte Ackerkrume fordert nur geringen Tiefgang der Pflugschar. An Stelle der Egge wird ein mittels Doppelketten am Joch befestigtes flaches Brett über die Schollen gezogen, auf dem ein Mann steht, der es mit seinem Eigengewicht beschwert. Durch wenige Quellen und Bäche wird mühsam künstliche Bewässerung erzielt. In Fällen der Not fördert man aus sechzig bis siebzig Fuß tiefen Ziehbrunnen das nötigste Naß zutage. Die Ernte wird mit Sicheln geschnitten, um nach ein bis zwei Tagen zu Schobern gehäuft zu werden. Auch die Vorrichtungen zum Dreschen, wobei durch das einfache Gerät gleichzeitig mit der Entkörnung der Ähren der Häckselschnitt der Halme erfolgt, sind höchst primitiv. Unter einem heiteren Himmel treibt den Landmann auch kein Gewitter zur Eile; umsomehr aber

---

*) Vergleiche Albrecht Wirth, Vorderasien S. 303. Und: Deutsche Levantezeitung 1916, Nr. 14, S. 536.



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Perser beim Aderlassen und Schröpfen auf offener Straße.

fürchtet er Windstille. Wehen keine günstigen Winde oder tritt gar Windstille ein, so bleibt das Korn liegen und verdirbt. Denn noch heute, wie einst vor Jahrtausenden am Euphrat oder am Nil, werden Korn und

Häckſel zugleich mittels einer Holzgabel „geworfelt“; der Wind weht das Häckſelzeug fort und die herabfallenden Körner häufen ſich zu Füßen des Worflers am Boden. Schläft der Wind ein, dann ruht auch die Arbeit der Leute auf dem Felde; bei vorausſichtlicher Windknappheit wird auch die Nacht zum Worfeln be-



Baſtonade.

nützt. Nebenbei bemerkt, ein Zeugnis für Alter, Herkunft und Sinn des Wortes: es weht ein günſtiger oder ungünſtiger Wind. Die Teilung der Ernte unter mehrere Beſitzer wird an Ort und Stelle auf einer einfachen Balkenwage vorgenommen. Nach dem Worfeln folgt Abſieben und Auffüllen der Körner in Kameltaſchen; das Häckſel wird in weitmaſchige Netze verpackt. Der Reſt der auf den Feldern liegen gebliebenen Brotfrucht gehört den Armen.

Durch Naturereignisse bedingt, sind Hungersnöte in einzelnen Gebieten Persiens nicht selten. Ende der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts benützten die Engländer ihren Einfluß auf die höchst unweise Regierung und stellten den für sie gewinnbringenden Anbau von Mohn zur Opiumerzeugung als vorteilhaft für die Steuerergebnisse des Reiches hin. So geschah es, daß 1861 und im folgenden Jahre alles anbaufähige Land für den Mohnbau bestimmt wurde. In den Jahren 1869 bis 1872 rächte sich diese Unklugheit; es erlag weit über eine Million Menschen dem Hungertode. Das englische „Geschäft“ aber war inzwischen glänzend gewesen. Noch 1904 wurde für 16,5 Millionen Krân Opium, größtenteils durch England, ausgeführt*).



Perserin im Straßenkleid.

Die Teppiche bilden einen höchst wertvollen Handelsartikel; so wurden allein aus Hamadan im Jahre 1908 für 350000 und fünf Jahre später für 3,5 Millionen Mark dieser herrlichen Gewebe ausgeführt. Ihre dauer=

*) Vergleiche Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens. Jahrgang 1917, Bd. 12, S. 110—129: Englands verbrecherischer Handel mit Gift.

hafte Schönheit und wundervolle Farbenharmonie verdanken diese Erzeugnisse nur einigen wenigen Naturfarben. Es war vor Jahren nahe daran, daß sie alle Schönheit und jeden Wert durch die Anwendung von eingeführten Anilinfarben und Anpassung der Muster an einen üblen, durch amerikanische Launen und Mode verdorbenen Geschmack einbüßten. Ein deutsches Haus, das 1911 in Berlin gegründet wurde, bemühte sich, in einer zu Täbris errichteten Musteranstalt den orientalischen Teppich wieder seiner einstigen, ebenso alten als hochentwickelten Kultur entgegenzuführen. Die Regierung Persiens verbot die Einfuhr von Anilinfarben und verfolgte den drohenden Schmuggel- und Schleichhandel mit allen verfügbaren Mitteln. Oft weben ein Dutzend und mehr Arbeiter und Arbeiterinnen an ihren Teppichen; sie horchen dabei auf die gleichmäßige Weise eines Aufsehers, der mit singendem Tonfall ruft: „Ein schwarzer



Perserin der wohlhabenden Stände in Besuchskleidung nach Ablegung des Straßenumhängetuches.



Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.
Persischer Derwisch (Straßenbettler).

Faden, zwei weiße, ein grüner, schnell, schnell." Auf seinem Gebetsteppich kniend, verrichtet der Perser seine Andacht; Teppiche sind ein Teil des religiösen Kultes, und das Weben gilt als edle Kunst, die selbst vornehme Frauen mit Geschick in ihren vielen Mußestunden üben. Der Stolz eines Teppichwebers, der auf seinen Ruf hält, läßt es nicht zu, daß er ein Muster wiederholt.

Unter den Völkern des Hochlandes von Iran stehen die Perser nach Zahl und kultureller Beanlagung an erster Stelle; sie sind — allerdings mit mongolischem Blute durchsetzt — die Nachkommen der Perser der alten Geschichte und können als verhältnismäßig reinste Vertreter des arischen Typus angesehen werden. Perser, Afghanen,



Moharrumfest.
Die fanatischen Gläubigen bringen sich selbst Wunden bei.

Belutschen und Kurden sprechen indogermanische Dialekte. Wo sich die Perser als Rasse rein erhalten haben, trifft Polaks Schilderung noch heute zu: „Der



Persische Tänzer, wie sie sich zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten einfinden.
Ihre Tänze bestehen in Stellungen und Wendungen unter Musikbegleitung.

Perser ist von ziemlich dunkler Haarfarbe, nie so weiß wie der Europäer oder Armenier. Die Iris des Auges ist hellbraun, selten schwarz, das Haar schlicht, nie gekräuselt und dunkelkastanienbraun, der Bart sehr entwickelt und dicht, der Schädel schön oval, die Stirn nur mäßig hoch und an den Schläfen abgeplattet. Die Augen sind groß, die Augenbrauen bogenförmig gewölbt, über der Nase zusammengewachsen, die Wangen wenig fleischig, ohne rötliche Färbung. Die Lippen und Kinn sind schmal, der Hals nie lang, die Knochen dünn, die Hände und Füße von besonderer Schönheit. Fettleibigkeit ist sehr selten, der Wuchs hoch, die Gestalt daher sehr häufig imponierend, die Gesichtszüge ernst. Im ganzen bietet der Perser in seiner Körperbildung den schönen kaukasischen Typus dar und unterscheidet sich dadurch unverkennbar von den mit ihm zusammenwohnenden Nationalitäten, besonders aber von den Tataren, Armeniern und Juden."

Die Perser bekennen sich zum Islam; ihr spezielles Bekenntnis aber ist das schiitische. Sie leugnen als Schiiten das Recht der vier ersten Kalifen und ihrer Nachfolgerschaft auf das Kalifat und betrachten Ali — Mohammeds Schwiegersohn — als den wahren Nachfolger des Propheten; die persischen Gesetze basieren auf den Vorschriften des Korans. Die Einführung des Islams war die Folge des Zusammenbruchs des alten persischen Reiches im Jahre 634. Von da an war es abwechselnd eine Beute der Tataren, Mongolen und Turkmenen, bis 1502 ein eingeborener Herrscher unter Annahme des Königstitels als „Schah" auf den Thron gelangte und zu gleicher Zeit im Gegensatz zum größten Teil der übrigen mohammedanischen Welt das Schiitentum als Staatsreligion erklärte. Daß sich durch die

neueren Ereignisse, deren Ziel die nationale Erhebung und Befreiung ist, die Geistlichkeit auf Seite der Bewegung stellte, ist von großer Bedeutung. Ali wurde



Wandermusikanten aus Ostpersien.
Unter eintöniger Begleitung von Handtrommeln singen sie altiranische Legenden, Helden= und Liebeslieder.

ermordet; sein Sohn Hussein, als er die Rechte seines Vaters geltend machte, fiel in der Ebene von Kerbela am Tigris. Seitdem gehören auch Hussein und dessen Bruder Hassan zu den Schutzheiligen der Schiiten. Die Perser pilgern statt nach Mekka nach Kerbela zu den Gräbern Husseins und Hassans. Jährlich einmal, im Monat Mohurrum, feiern die Schiiten zur Erinne=



Grab eines Scheichs in Schiras.

rung an die Tragödie von Kerbela eine Art Passionsspiel. Die Leute, die an den damit verbundenen Prozessionen teilnehmen, sind in Totengewänder gekleidet und tragen auf dem halbentblößten Körper Ketten, Hufeisen und Dolche, mit denen sie sich unter lautem Aufschreien Wunden beibringen. Die heilige Stadt Persiens ist Mesched, denn dort ruhen unter einer goldenen Kuppel die sterblichen Überreste des achten Imams, Riza. Kalif Mamun, der Sohn des bekannten Harun al Raschid, der gleichfalls dort begraben liegt, ernannte den Imam Riza zu seinem Erben in Anerkennung der Ansprüche des Hauses Ali. Für fromme Schiiten bedeutet eine Pilgerfahrt nach Mesched das höchste Ziel ihres Lebens.

Jeder Pilger, der Kerbela besucht, wo Alis Nachkommen ruhen, verrichtet auch in der nahe gelegenen Nedschef am Grabe des ersten Imams Ali seine Gebete. Die Friedhöfe von Nedschef enthalten mehr Tote, als die Stadt Lebende birgt, denn aus allen Teilen der schiitischen Welt treffen hier fortwährend Leichname frommer Gläubiger ein, die in der Nähe des ersten Imams ihre letzte Ruhestätte finden.



Der große Rambaldi

Von W. H. Geinborg

Ja, es ist wirklich ein Ehepaar," erwiderte mein alter Freund, der Badearzt Doktor Gruber, mit ungewöhnlich ernstem Gesicht. „Und noch dazu ein Paar, das sich gewissermaßen vor meinen Augen fand. Wenn Sie wollen, erzähle ich Ihnen seine Geschichte. Eine Zirkusgeschichte mit dramatischem Schluß, aber ohne die hergebrachten poetischen Zutaten von wilder Leidenschaft und dämonischer Eifersucht, mit denen die Dichter zu arbeiten pflegen, wenn sie uns einen Einblick in das Liebesleben der fahrenden Leute gewähren wollen. Bis auf den allerdings seltenen Schluß ist meine Geschichte nichts als ein Stück alltäglichen menschlichen Elends, das für mich wahrlich nicht romantischer wurde dadurch, daß es mit Flittern und bunten Fetzen behängt war. Es ist lang her, daß ich's erlebte, wohl an die fünfzehn Jahre. Und wenn ich den Leuten nicht seitdem so oft begegnet wäre, würde ich die Helden meiner Geschichte heute wohl schwerlich wieder erkennen. Denn sie sahen damals ganz anders aus, das dürfen Sie mir glauben.

Es war im zweiten Jahr meiner hiesigen Tätigkeit, und unser Kurort stand eben auf der Höhe seiner Modeberühmtheit. Seitdem ein gekröntes Haupt hier von seinem langwierigen Leiden befreit worden war, wimmelte es bei uns von Aristokraten und Millionären aus aller Herren Ländern. Wenn man im Kurpark von jemand angesprochen wurde, mußte man immer mit der Möglichkeit rechnen, daß es eine auf den höchsten Höhen der Menschheit wandelnde Persönlichkeit sei. Kein Wunder also, daß ich auch einen überaus vornehm auftretenden jüngeren Herrn, mit dem ich in meiner Eigenschaft als Arzt oberflächlich bekannt geworden

war, trotz seines bürgerlich schlicht klingenden Namens Rambold zum mindesten für einen schwer reichen Angehörigen der ersten Gesellschaft hielt. Was mir an ihm gefiel, war neben der Gewandtheit und Liebenswürdigkeit seines Wesens vor allem seine ganz außergewöhnliche männliche Schönheit. Ich erinnere mich nicht, jemals etwas Vollkommeneres gesehen zu haben als seine Gestalt, die in ihrer ebenmäßigen Entwicklung zugleich die eines Apoll und eines Athleten war. Auch sein kühn und edel geschnittenes Gesicht und glänzende ausdrucksvolle Augen machten den dunkelhaarigen Mann zu einer höchst außergewöhnlichen Erscheinung. Es gab für mich keinen Zweifel, daß dieser beneidenswerte Herr Rambold ein Liebling der Frauen sein müsse. Aber in den Gesprächen, die ich gern mit ihm führte, wenn er mich zuweilen in der Sprechstunde aufsuchte oder wenn wir uns auf einem der Wege unserer Badeanlagen begegneten, berührte er dieses Thema niemals, wie er sich in Haltung und Rede überhaupt stets als ein bescheidener, liebenswürdiger und taktvoller Mensch erwies.

Um die Dämmerstunde eines Herbsttages — unser Kurort war noch voll von Gästen — saß er wegen seines unbedeutenden Leidens wieder in meinem Sprechzimmer, als mir der Diener meldete, daß ich dringend um einen sofortigen Krankenbesuch gebeten werde. Die Person, die mit diesem Anliegen gekommen war, stand in ihrer Ungeduld schon hinter ihm auf der Schwelle. Es war ein anscheinend noch sehr junges Mädchen in etwas wunderlichem Aufzuge. Sie trug keinen Hut, ihr Haar war unter einem grellroten Seidentuch verborgen, aus dem ein schmales, verängstigtes aber wunderliebliches Gesichtchen hervorschaute. Ein langer, dunkler und, wie es schien, recht abgetragener Regenmantel verhüllte

bis zu den Knöcheln hinab ihre fast kindlich schlanke Gestalt; darunter aber fielen zwei kleine Füße ganz seltsam auf, die in weißen Atlastanzschuhen und fleischfarbenen Strümpfen steckten. Als ich mich mit einer Frage an die junge Botin wandte, hob sie in einer flehenden Gebärde die zusammengepreßten Hände zur Brust und sagte mit stockender, von Tränen verschleierter Stimme: ‚Ach, bitte, Herr Doktor — kommen Sie doch mit mir. Mein Bruder ist so sehr krank. Wir wissen nicht, was wir tun sollen.‘ Als ich sie fragte, wer ihr Bruder sei, und ob sie mir ungefähr angeben könne, was ihm fehle, sagte sie, er sei der Direktor Frederiks vom Niederländischen Zirkus, und er müsse es auf der Brust haben, denn er huste fortwährend Blut. Ich erinnerte mich der großen, bunten Plakate, die ich während der beiden letzten Tage an allen Zäunen und Straßenecken gesehen hatte, und die seltsame Kleidung des Mädchens wurde mir verständlich. Jedenfalls handelte es sich um eine der kleinen reisenden Zirkusgesellschaften, die während der Kurzeit öfter bei uns auftauchten, um in einem Holzbau, der noch von irgend einem großen Feste her stehengeblieben war, ihre Vorstellungen zu geben. Ich war sofort bereit, dem Ruf Folge zu leisten, und wandte mich mit einer entschuldigenden Bewegung an meinen Patienten. Herr Rambold, der rücksichtsvoll beiseite getreten war, stand mit dem Hute in der Hand, und seine glänzenden Augen hingen unverwandt an der vor Aufregung zitternden Kleinen. Zu meiner größten Verwunderung wandte er sich an sie mit der Frage: ‚Direktor Frederiks? Vielleicht ein Verwandter von Lorenz Frederiks, der vor zwei Jahren auf dem Münchener Oktoberfest verunglückte?‘

‚Ja, mein Herr,‘ erwiderte das Mädchen leise, ‚Lorenz Frederiks war mein Vater.‘

‚Dann müssen Sie mir gestatten, Herr Doktor, daß ich Sie begleite,‘ kehrte er sich gegen mich. ‚Es würde mich freuen, wenn ich mich irgendwie nützlich machen könnte.‘

Ich fühlte mich nicht zu einer ablehnenden Antwort berechtigt, und wir machten uns zu dreien auf den Weg. Das von den Vorübergehenden neugierig angestarrte Mädchen ging zwischen uns und gab kurze, schüchterne Antworten auf meine Fragen. Ihre Stimme klang weich und angenehm, und ich sah jetzt in der helleren Beleuchtung erst so recht, wie auffallend hübsch sie war — von einer zarten, unschuldsvollen Schönheit, wie man sie nur bei Kindern und unberührten jungen Mädchen findet. Ihr rotes Kopftuch hatte sich ein wenig verschoben, und einige seidenweiche, dunkle Löckchen quollen darunter hervor in die reine weiße Stirn. Sie war nicht geschminkt, und unter ihrer durchsichtigen Haut verbreitete sich nun, da auch Rambold sie wieder anredete, eine feine Röte.

‚Sie geben heute hier Ihre erste Vorstellung?‘ begehrte er zu wissen. Um ihre Lippen zuckte es wie mühsam verhaltenes Weinen, als sie ihm Rede stand.

‚Ja. Alle Sperrsitze sind schon verkauft. Aber wir haben so viel Unglück gehabt. Morelli hat uns gestern heimlich verlassen. Und wenn nun auch mein Bruder nicht auftreten kann, bringen wir überhaupt kein Programm zusammen.‘

‚Morelli? Wer ist das?‘

‚Unser erster Künstler. Jockeireiter und hohe Schule. Gewiß ist er zum Zirkus Schubert gegangen, weil das Geschäft bei uns in der letzten Zeit so sehr schlecht war. Und er hat seinen ‚Achmed‘ mitgenommen. Nun haben wir als Jockeipferd nur noch den ‚Cäsar‘. Aber

auf ihm kann Edmund nicht arbeiten. Er ist ja auch erst im zweiten Jahr seiner Lehrzeit.‘

Sie sprach mit der naiven Offenheit eines Kindes, und es fiel mir auf, wie hübsch und gewählt sie sich ausdrückte. Rambold erkundigte sich noch weiter nach den offenbar sehr kümmerlichen Verhältnissen der Gesellschaft. Dabei legte er eine erstaunliche Sachkenntnis an den Tag und warf mit Fachausdrücken um sich, die mir völlig fremd waren.

‚Er mag Verkehr genug mit Zirkusdamen gehabt haben,‘ dachte ich. Und ich machte mir mit einem Male Vorwürfe, daß ich mich nicht gegen seine Begleitung gewehrt hatte. Der Ton freundlicher, fast herzlicher Teilnahme, den er diesem halben Kinde gegenüber anschlug, mißfiel mir immer mehr. Ich argwöhnte dahinter eine Absicht, deren weiterer Verfolgung ich mich mit aller Entschiedenheit zu widersetzen gedachte. Denn für einen bloßen Zeitvertreib war die reizende Kleine sicherlich zu schade.

Nun hatten wir den Platz erreicht, auf dem der ‚Niederländische Zirkus‘ — die reisenden Gesellschaften pflegten sich damals mit Vorliebe so zu nennen — seine Vorstellung geben sollte. Der viereckige Holzbau, dessen Inneres durch sehr primitive Vorrichtungen in eine Arena umgewandelt war, hatte ersichtlich eine starke Anziehung auf die einheimische Bevölkerung geübt, denn er war von Schaulustigen umlagert. Einige in Pechpfannen angezündete Feuer beleuchteten flackernd seienn Eingang, und heller Lichtschimmer fiel aus den Fenstern, zu denen die neugierige Jugend mit verzweifelten Anstrengungen emporzuklimmen suchte. Abseits im Halbdunkel wurden die plumpen Umrisse einiger ungefüger Wohnwagen sichtbar und ein leicht gefügter

Zeltbau, in dem ich mit Recht die improvisierte Stallung und die Ankleideräume der Artisten vermutete. Dorthin führte uns, die Menge umgehend, unsere junge Begleiterin, und als sie das Segeltuch hob, das den Eingang verdeckte, hatte ich mit einem Male ein trauriges Bild des Lebens der fahrenden Leute in all seiner schreiend bunten Armseligkeit vor mir.

In dem kleinen, zugigen Raum, der durch einen Teil der Zeltwände von der Stallung abgegrenzt war, lagen in scheinbar wüstem Durcheinander die Requisiten, deren Kunstreiter und Gymnastiker für ihre Schaustellungen bedürfen, kümmerlich erhellt von dem Kerzenlicht zweier an den Zeltstangen aufgehängten Laternen; dazwischen lag auf umgestürzten Kisten Eßgeschirr und allerlei Hausgerät, um das eine große schwarze Katze mit leisen Klagelauten herumstrich. In einem Winkel standen und kauerten um eine auf den Grasboden gelegte Matratze einige in der unsicheren Beleuchtung fast abenteuerlich phantastisch anmutende Gestalten. Ein blutjunger Mensch, dessen erbarmungswürdig magerer Leib in einem flitterbesetzten Trikot schlotterte, eine als Equilibristin kostümierte Frau von üppigen Körperformen, ein etwa neunjähriges Mädchen in kurzem Tanzkleidchen und mit strohblonden Locken und ein großer, ungeschlachter Harlekin mit riesiger Kegelmütze und abschreckend geschminktem, runzligem Gesicht. Am Kopfende der Matratze aber saß, von Zeit zu Zeit sonderbare, winselnde Töne ausstoßend, ein als Bajazzo herausgeputzter weißer Pudel mit dem melancholischsten Ausdruck, dessen ein Hundegesicht fähig sein mag.

‚Der Herr Doktor ist da, Wilhelm,‘ sagte das junge Mädchen, und im nächsten Augenblick beugte ich mich über den auf der Matratze liegenden Kranken.

Es war ein gut gewachsener Mann zwischen dreißig und vierzig, fertig zum Auftreten gekleidet, in dem üblichen Trikotkostüm eines Gymnastikers. Aber sein muskelstrotzender Körper, der eben von einem heftigen Hustenanfall geschüttelt wurde, wand sich in Schmerzen, und unheimlich zeichneten sich unter der Schminke die kreisrunden, brennendroten Fieberflecken auf seinen Wangen ab. Seine Lippen waren noch mit Blutstropfen benetzt, mühsam und pfeifend atmete seine gequälte Brust.

‚Geben Sie mir etwas, daß ich auftreten kann, Herr Doktor!' brachte er mit Anstrengung heraus. ‚Der Zirkus ist ausverkauft. Ich muß arbeiten. Es geht nicht ohne mich.'

Ich redete ihm zu, sich erst einmal wenigstens oberflächlich untersuchen zu lassen. Denn mehr als einer oberflächlichen Untersuchung bedurfte es bei der Unzweideutigkeit der Erkrankungserscheinungen zunächst nicht. Es handelte sich um eine schwere Lungenentzündung in bedenklich vorgeschrittenem Zustand. Der Mann hatte offenbar die Anzeichen seiner Krankheit mißachtet, bis er plötzlich zusammengebrochen war. Als ich ihm nun mit den freundlichsten Worten sagte, daß ich ihm das erhoffte Wundermittel nicht reichen könne, und daß an ein Auftreten gar nicht zu denken sei, geriet er in helle Verzweiflung.

‚Aber ich muß doch hinaus — ich muß,' schluchzte er. ‚Es ist das feinste Publikum, das jemals zu uns kam, lauter vornehme Kurgäste. Der ganze Zirkus ist schon voll davon. Nicht wahr, Tommy?'

Der riesige Harlekin nickte.

‚Wenn du nicht wenigstens ein paar Nummern herunterarbeiten kannst, Wilhelm, müssen wir das Eintrittsgeld zurückzahlen,' sagte er mit gepreßter Stimme.

‚Ich kann es doch mit den Kindern nicht ganz allein machen. Sie pfeifen uns ja aus.‘

Der Pudel begann plötzlich in langgezogenen Tönen zu heulen, die üppige Frau drückte laut weinend das Gesicht in die Hände, und zugleich setzten schrill und mißtönend in nächster Nähe die Blechinstrumente der als Zirkusmusik gewonnenen Kapelle ein. Ich hatte ja schon an manchem Krankenlager gestanden, erschütternder aber als der Eindruck, den ich hier empfing, war noch keiner gewesen. Und ich war ganz unfähig, zu helfen. Alles, was mir zu tun blieb, war die Sorge für eine bessere Unterbringung des Kranken, der unmöglich hier in dem zugigen Zelt und auf dem feuchten Boden bleiben konnte. Bis sich die Überführung in das Kreiskrankenhaus ermöglichen ließ, mußte er wenigstens in einen der Wohnwagen geschafft werden. Aber er wollte nichts davon hören, und fast gewaltsam mußte ich ihn an dem Versuche hindern, sich aufzuraffen.

‚Ich muß hinaus,‘ wiederholte er immer aufs neue. ‚Wenn ich heute nicht arbeiten kann, ist alles verloren.‘

‚Sie werden ungeduldig,‘ sagte der traurige alte Clown. ‚Hört ihr, wie sie trampeln? Geh hinaus, Edmund! Du mußt mit Stella die erste Nummer machen. Nachher komme ich mit dem Esel. Und wie wir uns dann weiter helfen, weiß Gott.‘

Der magere junge Mensch verschwand hinter der Zeltwand im Stallraum, das junge Mädchen aber, das uns geholt hatte, streifte Kopftuch und Regenmantel ab. Sie sah in ihrem luftigen Kostüm zierlich und anmutig aus. Doch ihre Augen standen voll Tränen, und ehe sie dem anderen folgte, kniete sie neben dem Lager des Bruders nieder, um seine Stirn zu küssen.

‚Ich werde sehr gut arbeiten, Wilhelm! Wir alle werden unser Bestes tun. Vielleicht ist das Publikum doch damit zufrieden.‘

Der verzweifelte Direktor warf sich stöhnend auf die Seite. In diesem Augenblick aber trat einer, an den ich längst nicht mehr gedacht hatte, an meine Seite.

‚Erlauben Sie, Direktor, daß ich mich vorstelle. Ich bin der Parforcereiter Rambaldi. Und wenn Sie einen brauchbaren Gaul und ein Kostüm für mich haben, will ich aus Kameradschaft heute abend in Ihrem Zirkus auftreten.‘

Was nun folgte, kann ich Ihnen nicht schildern. Das muß man mit eigenen Augen gesehen haben. Der Name Rambaldi wirkte auf diese armen Leute ungefähr so, wie wenn sich ein Bettler plötzlich als der Schah von Persien zu erkennen gegeben hätte. Auch ich hatte ja schon den Namen als den eines berühmten Zirkuskünstlers nennen hören; für diese Leute aber hatte er doch wohl ganz anderen Klang als für mich. Zuerst starrten sie sprachlos mit weit aufgerissenen Augen den schönen Fremdling an. Dann saß der Kranke aufrecht auf seiner Matratze und fuchtelte mit den Händen in der Luft herum.

‚Oh! — Rambaldi! — Der große Rambaldi! — In meinem Zirkus! — Oh! Es ist unmöglich! — Habt ihr gehört! Der große Rambaldi!‘

Nun kam auch in die ungeschlachten Glieder des alten Harlekins plötzlich wieder Leben. Mit einer Behendigkeit, die grotesk-komisch wirkte, tanzte er um meinen vornehmen Patienten herum, dessen Inkognito mit einem Male auf so unerwartete Weise aufgehellt worden war.

‚Rambaldi! Wahrhaftig! — Es ist Rambaldi!

Ich kenn' ihn — ich kenn' ihn. Ich hab' ihn ja in Berlin gesehen. Hoppla — hoppla! Jetzt werden wir eine Parade-Gala-Vorstellung haben. Eine Attraktion! Eine Sensation! Sei ganz ruhig, Wilhelm! Wenn Herr Rambaldi in deinem Zirkus auftritt — der weltberühmte Rambaldi —, dann brauchen wir anderen nur noch dabei zu stehen und Gesichter zu schneiden. Er macht es — er macht es ganz allein.'

Die kleine Stella, die ebenfalls wie erstarrt im Stalleingang stehen geblieben war, obwohl von drüben wiederholt ungeduldig ihr Name gerufen wurde, kam zögernd wieder näher.

‚Aber wir haben doch kein Parforcepferd, Tommy,' sagte sie schüchtern. „Achmed' ist fort, und ‚Cäsar' ist noch nicht durchgearbeitet. Er ist so unzuverlässig.'

Eine große Angst schien den alten Clown zu überkommen, die tödliche Angst, daß die herrliche Aussicht wieder in nichts zerfließen könnte.

‚Oh, es wird schon gehen,' versicherte er. ‚Gewiß, es wird gehen. Ein Künstler wie Herr Rambaldi! Ich gehe als Stallmeister mit hinaus. Und ich behalte den ‚Cäsar' schon in der Gewalt. Er ist ein so gutmütiger Gaul. Was kann er dafür, wenn der Junge, der Edmund, sich nicht auf seine Eigenheiten versteht! Sehen Sie sich ihn an, Herr Rambaldi! Er geht wie ein aufgezogenes Uhrwerk. Und er hat einen Rücken — so breit.'

Die Kleine zauderte noch immer. Da erschien der jugendliche Kunstreiter aufgeregt im Stalleingang und zog die Widerstrebende mit sich fort. Der große Rambaldi aber wandte sich lächelnd an den von Fieber und Aufregung geschüttelten Kranken: ‚Und wenn Ihr ‚Cäsar' die elendeste Schindmähre unter der Sonne wäre,

ich will schon mit ihm fertig werden. Aber ich stelle eine Bedingung, Direktor! Sie müssen sich auf der Stelle in den Wagen und in ein ordentliches Bett bringen lassen. Alles muß geschehen, wie der Herr Doktor es anordnet. Für diesen Abend übernehme ich die Direktion im Niederländischen Zirkus.‘

Und es geschah, wie er befohlen hatte. Mit Hilfe eines Stallbediensteten und unter dem Beistand seiner Frau bettete ich den Kranken, so gut es die Umstände zuließen. Und ich tat für die Erleichterung seines Zustandes, was eben im Augenblick möglich war. Er ließ jetzt willig alles mit sich geschehen und murmelte nur immer mit ganz verklärtem Gesicht vor sich hin: ‚Rambaldi! — In meinem Zirkus! — Der große Rambaldi!‘

Als ich ungefähr eine halbe Stunde später den Wagen verließ, mußte, nach dem Quäken der Musik zu schließen, die Vorstellung im Zirkus im besten Gange sein. Da es inzwischen völlig dunkel geworden war, bewahrte mich nur ein rechtzeitig vernommener warnender Zuruf vor der Gefahr, überritten zu werden. Denn in der schmalen Gasse zwischen dem Stallzelt und dem Zirkusbau sprengte ein hell gekleideter Reiter auf einem großen, schwerfälligen Pferde im Galopp auf und nieder. Ohne Zweifel war es Rambaldi, der sich mit dem fremden Pferd vertraut machen wollte. Da ich mich bis an die Zeltwand zurückgezogen hatte, konnte er mich wohl nicht mehr sehen. Um so deutlicher aber sah er jedenfalls die weiße Mädchengestalt, die eben aus einem Seitenausgang des Holzbaus schlüpfte. Blitzschnell war er von seinem sattellosen Pferde herabgeglitten und hatte ihr, die in das Zelt eilen wollte, den Weg vertreten. Ich konnte nicht hören, was sie miteinander

sprachen, aber ich sah, daß die kleine Stella eine Bewegung machte, wie wenn sie davoneilen wollte, und daß er sie mit raschem Griff daran hinderte. Er umfaßte sie und wollte sie augenscheinlich küssen. Sie aber stieß einen kleinen Schrei aus und sträubte sich wie eine ungebärdige Katze. Ob er nun diesen Widerstand nicht als ernst gemeint ansah oder das Ganze nur für einen harmlosen Scherz nahm, jedenfalls stand er nicht sogleich von seinem Vorhaben ab. Da hob die Kleine ihre Hand und schlug ihm mitten ins Gesicht, so daß er betroffen zurückfuhr, sie aus seinem Arm freilassend. In der nächsten Sekunde schon war sie hinter der Zeltwand verschwunden.

Ich freute mich der Entschlossenheit, mit der sie sich verteidigt hatte, obwohl auch ich überzeugt war, daß es dem schönen Kunstreiter um nichts anderes zu tun gewesen war als um einen in übermütiger Laune und gleichsam im Fluge geraubten Kuß. Daß er sich die energische Zurückweisung nicht sonderlich zu Herzen nahm, bewies jedenfalls das klingende Auflachen, mit dem er sich wieder seinem Pferde zuwandte. Gleich darauf kam ein Mensch in schlotterndem Stallmeisterfrack, wahrscheinlich war es der jugendliche Artist Edmund, aus dem Zirkusgebäude und faßte den willig folgenden ‚Cäsar‘ an der Kandare, um ihn dem Haupteingang zuzuführen. Rambaldi schritt in einer kleinen Entfernung hinterdrein, und eine begreifliche Neugier veranlaßte mich, den ‚Niederländischen Zirkus‘, dessen Herrlichkeiten mich unter anderen Umständen sicherlich nicht gereizt haben würden, nun ebenfalls zu betreten. Ich kam gerade zurecht, um Zeuge des stürmischen Empfanges zu werden, den man dem ‚großen Rambaldi‘ bereitete. Ohne allen Zweifel war sein Auf-

treten dem Publikum in zweckentsprechender Weise vorher angekündigt worden, und ein Blick auf den dicht gefüllten Zuschauerraum überzeugte mich, daß dies Publikum in der Tat zum größten Teil aus Angehörigen der vornehmen Kurgesellschaft bestand, die sich selbst ein so bescheidenes Vergnügen als willkommene Abwechslung nicht hatten entgehen lassen wollen. Sie saßen eng aneinander gedrängt auf den rohen Holzbänken, die im Ring die viel zu kleine Manege umgaben, und klatschten beim Erscheinen Rambaldis unter unaufhörlichen Bravorufen wie toll in die Hände. Daß namentlich die Blicke der eleganten Damen wie gebannt an ihm hingen, begriff ich sehr wohl. Denn obwohl sein Kostüm den ältesten Beständen einer Maskengarderobe entnommen schien, war er mit seiner prachtvollen Gestalt und seinem klassischen Kopfe doch von bestechender Schönheit. Er verneigte sich mit sieghaftem Lächeln nach allen Seiten wie vor einem Parterre von Königen und Fürsten, wechselte ein paar halblaute Worte mit dem riesigen Clown, der jetzt mit der großen Stallmeisterpeitsche inmitten der Arena stand, und war mit einem Satze auf dem Rücken des gleichgültig dreinschauenden Braunen.

Ich bin nicht sachverständig genug, um Ihnen seine Leistung beschreiben zu können. Mir war es, als ob ich dergleichen schon öfter in ähnlicher Vollkommenheit gesehen hätte. Das Publikum freilich schien anderer Meinung zu sein, denn es wurde nicht müde, bei jedem Salto des kühnen Reiters wütend Beifall zu klatschen und seinem Entzücken durch begeisterte Zurufe Ausdruck zu geben. Ich, der ich die Schwierigkeiten seiner Vorführungen nur vermutungsweise abschätzen konnte, freute mich an seiner Schönheit und seiner von Leben

und Gesundheit strotzenden Jugendkraft. Von seinen Tricks mißlang ihm nicht ein einziger, obwohl ihm die engen Abmessungen der Arena und gelegentliche kleine Widerspenstigkeiten des Pferdes seine Aufgabe gewiß nicht wenig erschwerten. Nun aber sollte offenbar der Höhepunkt der Nummer folgen, denn auf einen Wink des Stallmeisters brach die Zirkuskapelle plötzlich mitten in ihrem ohrenzerreißenden Gedudel ab, und die übliche erwartungsvolle Stille vor einem Haupteffekt legte sich über das Haus. Mit Zuruf und Peitsche wurde der keuchende ‚Cäsar‘ zu raschester Gangart angetrieben, während Rambaldi in statuenhafter Unbeweglichkeit mitten in der Manege stand. Zweimal ließ er das jetzt ganz sattellose Pferd an sich vorüber galoppieren, dann, als es auf der Höhe seiner überhaupt erreichbaren Schnelligkeit angelangt schien, stieß er einen gellenden Schrei aus, um mit kurzem Anlauf den Sprung auf den Rücken des Tieres zu versuchen.

Wie es vor sich ging, vermag ich zuverlässig kaum zu sagen. Ich sah Rambaldi für einen Moment ganz deutlich aufrecht auf der Kruppe des hochgebauten Pferdes, zugleich aber sah ich den Gaul nach hinten ausschlagen und hörte das dumpfe Poltern seiner Hufe gegen die Barriere. Fast im gleichen Augenblick gellte ein vielstimmiger Schreckensschrei durch den Zirkus, und an einer Stelle entstand eine Bewegung wie von jäh aufgeschreckten, entsetzt fliehenden Menschen. Alles, was sich von Mitgliedern der Truppe in der Arena befand, eilte jener Stelle zu, und ich mußte mich mit lauter Stimme als Arzt zu erkennen geben, ehe der rasch gebildete Knäuel vor mir auseinander wich und mir den Blick auf den Verunglückten freigab.

Der Körper Rambaldis lag regungslos quer über

einer der Holzbänke in der dritten Sitzreihe, wohl noch genau da, wohin er von dem plötzlich aufbäumenden Pferde geschleudert worden war. Er war totenbleich, aber noch bei vollem Bewußtsein. Als ich mich über ihn neigte, flüsterte er: ‚Es ist aus, Doktor! Das Rückgrat! — Ich kann mich ja nicht mehr rühren.‘

Dann schloß er die Augen, und auch während wir ihn behutsam hinaustrugen, kam kein Laut mehr über seine farblosen Lippen.

Bis zum Eintreffen des Krankentransportwagens, um den ich sofort geschickt hatte, legten wir ihn auf dieselbe Matratze, die vorhin die Lagerstätte des kranken Zirkusdirektors gewesen war. Ich verzichtete auf jede eingehendere Untersuchung, die bei dem Mangel an geeigneten Hilfsmitteln vielleicht nur Schaden angerichtet haben würde, und begnügte mich mit der Einflößung belebender Mittel. In schweigender Ergriffenheit umstanden die Angehörigen der Kunstreitertruppe die Lagerstätte des Unglücklichen, der eine wackere kameradschaftliche Regung so teuer hatte bezahlen müssen. Da mit einem Male drängte sich eine weiße, nur notdürftig bekleidete Gestalt in den Kreis, die Gestalt der kleinen Stella, der das dunkle Haar aufgelöst um die nackten Schultern flutete. Lautlos, aber mit einem Schluchzen, das mir durch Mark und Bein ging, warf sie sich neben Rambaldi auf den Boden, schlang ihren Arm um seine Schultern und küßte wieder und wieder das wachsbleiche Gesicht, das sie vorhin geschlagen. Mit Gewalt mußte der alte Clown sie zuletzt in die Höhe zerren, da sie vollkommen taub geblieben war gegen alles Zureden und alle Befehle.

Im Krankenhause stellten wir Rückenmarksverletzung fest, und einhellig wünschten wir untersuchenden Ärzte

in der Stille unserer Herzen dem Verunglückten baldige Erlösung durch einen sanften, ungefühlten Tod."

Doktor Gruber brach in seiner Erzählung ab, denn eben kamen die drei, die er vorhin hier in der Parkallee begrüßt hatte, wieder in den Bereich unserer Augen und unserer Stimmen. Sie bildeten eine jener Gruppen, deren man in dem berühmten Kurorte nur allzu viele sehen konnte: einen an den Rollstuhl gefesselten Kranken und seine Begleitung. Hier schob ein junger Mensch von dem Aussehen eines Hausdieners das Gefährt, neben dem eine einfach und unauffällig gekleidete Frau in mittleren Jahren einherging. Ihre zierliche, feingliedrige Gestalt wirkte noch immer mädchenhaft, und ihre Gesichtszüge waren zwar verhärmt, doch fein und angenehm. Der sorglich mit Decken umhüllte Mann im Rollstuhl war mir vorhin, ehe ich die Geschichte des Doktors gehört hatte, als ein hoher Sechziger erschienen. Gelb und faltig war sein Gesicht, wächsern und abgezehrt seine wie leblos auf den Knien ruhenden Hände. Keine Spur ehemaliger Mannesschönheit war an dieser traurigen Menschenruine zurückgeblieben.

„Ich spreche an einem der nächsten Tage wieder einmal bei Ihnen vor, lieber Herr Rambold," rief mein Begleiter ihnen im Vorbeigehen zu. Der Kranke nickte mit einem matten Lächeln, und die Frau dankte mit einem freundlichen Wort. Dann neigte sie sich zu dem Gelähmten, um liebevoll fürsorglich die etwas verschobene Decke zu ordnen, die ihn gegen die herbstliche Kühle schützen sollte.

„Das also waren sie?" fragte ich ergriffen, als die drei wieder außer Hörweite waren. „Der große Rambaldi und die kleine Stella? Wie aber konnte es geschehen, daß sie seine Frau wurde?"

„Da fragen Sie mich mehr, als ich beantworten kann. Denn ich bin nur über die wesentlichsten Tatsachen unterrichtet, nicht über das, was zwischen ihnen liegt. Daß Rambold nicht gestorben ist, brauche ich Ihnen ja nicht mehr zu sagen. Die Kunst eines großen Spezialisten erhielt ihn am Leben, und die Heilquellen unseres Kurortes trugen wohl einiges dazu bei, dies traurige Dasein eines so hoffnungslos Gelähmten zu verlängern. Ich mußte am Morgen nach jenem Zirkusabend eine unaufschiebbare Reise antreten, und als ich vier Tage später zurückkam, war der Niederländische Zirkus mit seinem kranken Direktor fort und Rambold-Rambaldi auf seinen dringenden Wunsch nach Berlin verbracht worden. Von der kleinen Kunstreiterin Stella wußte mir niemand etwas zu sagen, und ich hatte sie fast vergessen, als sie drei Jahre später in der Begleitung des Kranken hier auftauchte, kaum wesentlich anders, als wir sie eben sahen. Sie machten sich damals hier seßhaft, denn ihre Geldmittel waren fast zu Ende, und die tapfere kleine Frau wollte versuchen, sich durch die Eröffnung einer Fremdenpension ein bürgerliches Auskommen zu gewinnen. Ich bin ihr dabei nach Kräften behilflich gewesen, und heute führt sie ein, wenn auch bescheidenes, so doch gesichertes und sorgenfreies Leben.

Wenn Sie aber wissen wollen, wie sie die Frau des Gelähmten werden konnte, so vermag ich darüber weiter nichts zu sagen als das, was sie mir auf eine dahingehende vorsichtige Frage antwortete. Sie sagte mir damals: ‚Ich lief meinem Bruder davon und bettelte und flehte so lange, bis Rambaldi mich als seine Pflegerin angenommen hat. Denn daß ich ihm auch als seine Frau nichts anderes sein kann als das, brauche ich Ihnen, Herr Doktor, ja nicht erst zu sagen.‘

Sie sehen, es ist nichts von wilder Leidenschaft und dämonischer Eifersucht in meiner Zirkusgeschichte. Ein Stückchen menschlichen Elends — weiter nichts. Vielleicht durch einen Schimmer von Poesie verklärt. Aber am Ende doch nur für die, die auch das Alltägliche nicht anders als in poetischer Verklärung sehen können."



Erkennung von Krankheitsheuchlern

Von Hermann Radestock

Der Kampf gegen die Verstellungskünstler oder Simulanten ist gewiß ebenso alt wie ihre „Künste". Diese mannigfachen Gaukeleien sind nicht so verwerflich, wie es vom ethischen Standpunkt aus erscheint, denn sie dienten ursprünglich zur berechtigten und notwendigen Selbstverteidigung des Schwachen gegen den Starken. Im ganzen großen Reiche der Tierwelt, von den Insekten bis zu den Wirbeltieren, finden wir überaus zahlreiche und mannigfaltige, andauernd weitervererbte und fortentwickelte Schutzheuchelkünste. Denken wir nur an das altbekannte Sichtotstellen; an das klug geheuchelte Bein- oder Flügellahmen vieler Säugetier- und Vogelmütter zur Ablenkung des Verfolgers von ihren Jungen; ferner an die Untugend vieler Hunde, sich mit Bewußtsein gegen noch so laute oder deutlich sichtbare Befehle ihrer Herren taub beziehungsweise blind zu stellen; oder an jenen schlauen kranken Affen, der seine bittere Arznei im Beisein des Arztes unter geheucheltem Wohlbehagen hinunterzuschlucken pflegte, sie aber einmal, bei vermeintlicher Nichtbeobachtung, sofort unter allen Zeichen des Abscheus wieder von sich gab.

Mit allen Sinnesorganen wird bei den Tieren, und zwar sehr oft mit sicherem Erfolg, geheuchelt. Ist es schon hier dem überlegenen, vielseitig gebildeten Menschenverstande zuweilen schwer, Echtes und Falsches zu trennen, so wachsen die Schwierigkeiten bedeutend gegenüber jenen „edlen" Mitmenschen, die, auf ihre besondere Heuchelsache gut vorbereitet, zur Prüfung kommen. Aber merkwürdig, gerade dieser Umstand, diese scheinbare Überlegenheit des Simulanten gegenüber dem prüfenden Arzte, verschafft dem letzteren in der Regel

einen großen, vom Prüfling meist nicht geahnten Vorteil.

Handelt es sich um jemand, der einen schweren Gehörfehler zu heucheln sucht, so stellt der Arzt zunächst schriftlich eine Frage nach Ursprung, Art und Umfang des Leidens. Der „gerissene" Simulant hat meist schon seine vorher gut durchdachte Antwort im Kopfe und schildert nun frisch drauf los, mit allen Einzelheiten und mit gut gemachtem Behagen, sein schlimmes Gehörleiden. So wie dies geschieht, hat der Arzt allen Grund, Verdacht zu schöpfen, denn er weiß sehr wohl, daß ein wirklich Gehörleidender es stets mehr oder weniger scheut, sein Leiden zu schildern, da er, durch manche bittere Erfahrung im Verkehr mißtrauisch und vorsichtig geworden, sein Leiden soviel wie möglich vor anderen zu verbergen trachtet. So gibt auch der scheue, wirklich Leidende bei Fortsetzung der Prüfung auf laute und deutliche, aber trotzdem nicht verstandene Fragen lieber eine noch so verkehrte Antwort, als daß er um Wiederholung der betreffenden Frage bittet. Auch dann, wenn er keine Fähigkeit besitzt, von den Lippen „abzulesen" wie der Taubstumme, achtet er auf den Mund seines Prüfers und forscht mit sichtlicher Anstrengung von Augen und Ohren nach dem möglichen Sinn des nicht oder mangelhaft gehörten Prüfungswortes, ohne es zu erraten. Er bekennt dann meist niedergeschlagen: „Ich höre es wohl, aber ich verstehe es nicht."

Ganz anders benimmt sich der Heuchler. Er spielt den Ungeduldigen und ruft fortwährend mit aller Lungenkraft sein: „Bitte, lauter, lauter!" Sehr zu seinem Schaden kommt er dann allmählich der Bedeutung, dem Sinn des Prüfungswortes im Erraten all-

mählich näher. Ferner macht er in der Regel, während der Arzt vorspricht, die erwähnten Horch- und Lippenbewegungen des Gehörerkrankten entweder gar nicht, oder er setzt sie auch dann noch fort, wenn der Prüfer schweigt. Das ist nun schon hochgradig verdächtig. Noch belastender wirkt, wenn jemand so weit aus der Rolle fällt, daß er einzelne Wörter und Silben, sei es in der stumm begleitenden Lippensprache, oder gar in der hörbaren, durch Senken oder Heben des Tons akzentuiert. Dergleichen wird man bei wirklich Schwerhörigen nie wahrnehmen. Er betont nichts. Weder mit stummen Lippen, noch beim Sprechen. Letzteres geschieht sehr laut, aber durchaus eintönig. So gut wie überführt darf jedoch der Heuchler gelten, wenn er beim Zahlennachsprechen etwa dreizehn mit achtzehn, oder vierzehn mit neunzehn verwechselt. Der wirklich Leidende verwechselt höchstens dreizehn mit dreißig, zweiunddreißig mit dreiunddreißig oder vierzehn mit vierzig. Ein so plumper Stümper fällt schließlich wohl auch darauf hinein, wenn der Arzt nach vorausgegangener, absichtlich ermüdender Untersuchung mittels verschiedener Apparate, wie Stimmgabeln, möglichst harmlos sagt, ohne den Heuchler anzublicken: „Für heute ist's genug, Sie können jetzt gehen." In seiner Freude, erlöst zu sein, denkt er gar nicht mehr an sein „schweres Leiden". Er steht auf, verabschiedet sich und geht zur Türe. Das ist schon öfter als einmal vorgekommen.

Ein anderer Fall: der Gefühlsheuchler. Das Sichtotstellen auch des Menschen zum Schutz vor dem Feinde ist noch immer ein nicht selten, und häufig glücklich angewandtes Täuschungsmittel im Kriege. Erfolgreich kann es allerdings nur dann sein, wenn der Feind weder Zeit noch Gelegenheit hat, den Daliegenden genauer

zu untersuchen. Andernfalls wird es jedem Fachmann ohne weiteres gelingen, den Simulanten zu überführen. Schwerer ist dies schon einem Schlafheuchler gegenüber. Woran erkennt man ihn? Nicht, wie beim Gehörsimulanten, an dem, was er zuviel, sondern an dem, was er zu wenig tut. Der ja meistens harmlose Schlaftäuscher macht unbewußt aus dem „Bruder des Todes" ein unglaubhaftes Zwitterding von Tod und Leben. Den wirklichen Unterschied durch Täuschung richtig zu erfassen und länger festzuhalten, ist allerdings nicht leicht. Vor allem müßte ein Schlafsimulant wissen, daß Männer und Frauen im tiefen Schlaf verschieden atmen, erstere mehr mit der oberen, letztere mit der unteren Leibeshälfte. Dann müßte er vermögen, seine Augen so in der Gewalt zu haben, daß nicht nur die Pupille dauernd verengt wird, sondern daß auch der Augapfel hinter den geschlossenen Lidern gelegentlich recht schwerfällig-traumverloren hin und her wandert. Entblößt man dem Schläfer den Fuß und setzt diesen kalter Zugluft aus, so darf das nicht heldenhaft ertragen werden, sondern das Bein muß schleunigst mit einem Ruck heraufgezogen werden. Auch die echte — das heißt nicht zu richtige und nicht zu unzweckmäßige Schlafbewegungsrichtung der Arme zur Abwehr störender oder kitzelnder Angriffe, besonders gegen lebenswichtige Körperteile wie die Stirn gerichtet, will gekannt, geübt und gut vorgetäuscht sein.

Abgesehen von diesen Kennzeichen, hat es der Prüfende in mancher Beziehung doch nicht leicht, so, wenn es sich um Beurteilung der Einwirkung von Außen- oder Innengeräuschen auf das Benehmen eines Schlafenden handelt. Diese Einwirkung ist beim Menschen außerordentlich mannigfaltig und kann nur durch

geeignete selbstschreibende Instrumente — Pneumographen — aus den für jeden Einzelreiz sich verschieden aufzeichnenden Kurven erkannt werden. Auf diese Weise stellte Professor Canestrini bei drei Tage alten Säuglingen nicht weniger als zweihunderteinundsiebzig solcher verschiedener Horcherscheinungen fest. Zum Glück für unsere Nachtruhe vermindert sich jedoch diese Zahl beim Erwachsenen durch dessen im tätigen Leben erworbene Abstumpfung und in den Schlafzustand hinüberwirkende Urteilskraft bedeutend.

Derartiger, zum Messen kleinster vorübergehender Veränderungen des Körpers dienender Apparate gibt es nicht wenige. Einige bestehen aus feinen Gummibällen, die der Versuchsperson in die Hand, auf den Puls, auf die Brust, an den Kehlkopf gelegt, dort befestigt und mit der elastischen Kapsel des eigentlichen Beobachtungsinstrumentes nebst Kurvenzeichenmaschine durch einen Schlauch verbunden sind. Neuerdings benützten die Professoren Gregor und Löwe, in der Erwägung, daß der ganze menschliche Körper in geringem Maße mit Elektrizität geladen ist, ein mit der Handfläche flüssig-elektrisch verbundenes Galvanometer erfolgreich zu bestimmten Zwecken. Mit Hilfe dieser Instrumente, die anfangs nur zur Feststellung drohender Geisteskrankheiten dienten, ist es nun geglückt, auch Heuchler und Lügner zu entlarven, mögen sie heucheln und lügen, mit welchen Sinnesorganen sie wollen.

Der leitende Mittelpunkt unseres Gefühls- und Denkvermögens ist das Gehirn. Von hier aus laufen die Nerven in alle Teile des Körpers, sich schließlich in feinste Teile verästelnd. Nun melden letztere dem Gehirn alle die verschiedenen, von außen kommenden Sinneseindrücke, so des Gefühls aus den Druck-,

Tast-, Kälte-, Wärmepunkten der Haut, oder des Gehörs aus den Bogengängen, Gehörknöchelchen oder den Richtsteinchen des Ohres. Je nach der Art dieser Meldungen, ihrer Verknüpfung und Verwertung durch die Zentralstelle, bewirkt diese oft schon ein deutlich länger oder kürzer, heftiger oder sanfter werdendes Ein- und Ausatmen. Unbedingt aber beeinflußt sie den Lauf des Blutes. Und zwar geschieht das selbsttätig und äußerst charakteristisch für jeden Einzelfall. Bald zwingt sie den roten Saft zur Eile, bald zum Stocken, bald zum jähen, bald zum trägen Zeitmaßwechsel. Das Blut drückt jetzt auf die besagten Gummibälle und die von ihnen eingeschlossenen kleinen Luftmengen. Jede feinste Druckveränderung wird nun durch den Schlauch weitergeleitet und vom Beobachtungsinstrument aufgezeichnet. Es hilft also dem Heuchler und Lügner nichts, wenn er sich durch äußerlich noch so täuschendes Verstellen und Lügen zu retten sucht, sein eigenes Blut wird ihm zum Verräter und offenbart dem prüfenden Arzte, ob jener sich innerlich anstrengt, die Wahrheit zu verheimlichen oder nicht.

Noch steht die Wissenschaft erst am Anfang der Benützung dieser Prüfungshilfsmittel gegen Simulanten, aber es ist schon jetzt zu erkennen, daß hier der Erforschung der Wahrheit und Lauterkeit wichtige dienende Helfer erstehen. Sie werden allen Geradegesinnten willkommen sein.



Die Tapezierbiene

Von C. Schenkling

Mit 5 Bildern

Kaum haben Bäume und Sträucher die ersten Blättchen getrieben, so stellen sich auch mannigfache Liebhaber dieser zarten Gebilde als fleißige Kostgänger ein. Es gibt jedoch auch Tiere, namentlich Insekten, welche die Blätter zum Bau ihrer Wohnungen verwenden. Nicht selten gewahrt man auf Spaziergängen an einem Busche zwei und mehr zusammengerollte oder zusammengeheftete Blätter, die sich beim Öffnen stets als die Hülle der Eier oder der Puppe eines Kerbtieres oder einer Spinne ergeben.

Ist die Baukunst der Insekten im allgemeinen schon bewundernswert, so ist die Fähigkeit zu bauen bei manchen Arten geradezu erstaunlich. Die Brutzelle der Tapezierbiene ist vielleicht die kunstreichste Schöpfung, die überhaupt ein Insekt bereitet.

Die Tapezierbiene gehört mit der Honigbiene und den Hummeln in die Gruppe der echten Bienen. Da sie ihr Nest aus abgebissenen Blattstücken gewisser Pflanzen, namentlich aus Rosenblattstückchen, herstellt, nennt man sie auch Blattschneider und Rosenblattschneider. Sie ist ungefähr einen Zentimeter lang, schwarz und aschgrau behaart. Der Hinterleib hat vier schmale, weiße Binden, die beim Männchen gelblich sind. Die Bienen erscheinen im Sommer und fliegen auf Rosen, Disteln, Schmetterlingsblütlern und Conyza — eine Alantart —, auch an alten Pfosten und Mauern umher, worin sie nisten.

Die nächste Sorge einer Mutterbiene ist, zur Unterbringung ihrer Brut eine passende Örtlichkeit zu suchen. Findet sie im Innern eines faulen Baumstammes einen verlassenen Larvengang von angemessener Weite und

Länge, so säubert sie ihn zunächst und versucht, ihn auch an einigen Stellen auszuweiten, denn dieser Gang soll eine Kinderstube werden, abgeteilt in einzelne Gemächer für je ein Kind, und jedes Gemach muß sauber austapeziert sein. Die Biene fliegt nach einem Rosenstrauch und schneidet aus einem Blättchen ein längliches Stück heraus. Das ist das erste Tapetenstück, das nach Hause getragen und mühsam durch die Eingangsöffnung gebracht wird. Auf dem Grunde des Ganges wird dieses Blattstückchen so an die Seite angedrückt, daß das spitzere Ende desselben sich an den Boden anlegt. Nach und nach werden elf bis dreizehn solcher Blattstücke geholt und drei- bis vier-



Die weibliche Biene schneidet aus den Blättern der wilden Rose einzelne Stücke zum Bau ihrer Zellen.



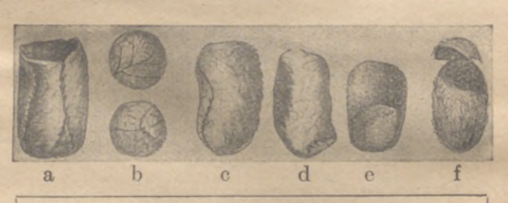
Männchen der gemeinen Blattschneiderbiene. Megachile centuncularis L. (Vergrößert.)

fach so übereinander gedrückt, daß immer die Fläche eines inneren über die Ränder zweier zunächst äußeren zu liegen kommt, um einen dichten Verschluß und Zusammenhang zu erzielen. Wenn das einem kleinen Fingerhut gleichende Nest fertig ist, wird es etwa zu einem Drittel seines Raumes mit Honig und Blütenstaubbrei gefüllt und auf diesen ein Ei gelegt. Nun holt die emsige Mutter noch drei kreisrunde Blattstückchen zum Verschluß der Kammer herbei; diese Deckel müssen, übereinander gelegt, genau in die Öffnung des Fingerhutes passen und werden am Rande fest eingedrückt, sodaß der Verschluß immer eine flache Vertiefung bildet. Auf die nun fertige Abteilung werden noch andere, wie die erste aus vierzehn bis sechzehn Stücken bestehende, dicht aufgesetzt, insgesamt etwa zehn bis zwölf Zellen. Bei jeder paßt der runde Boden genau in den etwas ausgehöhlten Deckel der unteren. Die Biene hat also gegen zweihundert solcher Blattstücke zu schneiden und herbeizuschaffen und zehn bis zwölf Vorratskammern für ebensoviele Eier zu füllen, was bei günstigem Wetter in einer Woche beendet ist.



Eizellen, in faules Weidenholz eingebaut.
Natürliche Größe.

Jede dieser Zellen bildet eine kleine, etwa sechs Zentimeter lange und im Durchmesser zwei Zentimeter dicke Röhre, welche an beiden Enden geschlossen ist. Die Wand dieses Hohlraumes wird aus etwa fünfzehn Blattstückchen gebildet, davon jedes ungefähr sechs Zentimeter lang und zwei Zentimeter breit ist. Die Enden, die man als Boden und Deckel bezeichnen kann, bestehen aus kleinen runden Blattstückchen. So oft die Tapezierbiene ein Blatteil ausbeißt, biegt sie es tütenartig und fliegt mit dem aufgerollten Stück zwischen den Beinen fort. Diese heimgebrachten, zusammengerollten Blatteile läßt sie in dem sich bildenden Hohlraum der Zelle los, und vermöge ihrer Federkraft sich auseinanderfaltend, schmiegen sie sich der Nestwand an. Sie schichtet nun gleich große Stücke, welche mit ihren Flächen die Fugen der vorigen decken, aufeinander bis die fingerhutähnliche Zelle fertig ist.



a Eine einzelne Zelle. b Deckelstück und Boden einer Zelle. c und d Seitenstücke. e Senkrechter Schnitt durch eine Zelle; unten der Fruchtbrei. f Kokon mit dem von der auskriechenden jungen Biene abgeschnittenen Deckel.

Die bald aus den Eiern auskriechenden Larven zehren nun von dem Futter, das ihnen die sorgliche Mutter zusammentrug und so gut zu bemessen wußte, daß es bis zur Verpuppung ausreicht. Ihren Kot kleben die Larven rings an den Wänden ihrer Kammer an, so daß er ihnen den nötigen Raum für den neu zu spinnenden Kokon möglichst wenig und nur als gleich-

mäßige Fläche beeinträchtigt. Der eirunde Kokon füllt die nun leere Speisekammer völlig aus; er ist aus zarten, rotbraunen Seidenfäden nicht eben sehr fest gewebt. Untersucht man ihn näher, so findet man unter



Weibliche Tapezierbiene bei der Arbeit.
Im Erdboden: Einzelzelle (Durchschnitt) und im Bau begriffenes Nest.

dieser zarten Außenschicht eine dünne, feiner gewobene hellere Innenschicht. Je nach der Witterung überwintert die Tapezierbiene als ausgewachsene Larve oder als Puppe und kommt als Biene erst im folgenden Frühjahr heraus. Da das im untersten Raum zuerst gelegte Ei acht bis zehn Tage älter ist als die der oberen und obersten Abteilungen, sie alle aber doch von einer

Mutter stammend gleiche Entwicklungsbedingungen haben, müßte man glauben, daß aus dem untersten Ei zuerst eine Biene kriechen würde, aber nun am Ausfliegen durch die vorliegenden geschwisterlichen Gemächer verhindert sein müsse. Eine höhere Macht, die Macht der Frühjahrswärme, schafft jedoch Rat. Die Einwirkung der Wärme fördert das dem Ausgang der gemeinsamen Höhle zunächst liegende Ei am stärksten, so daß aus diesem zuletzt gelegten zuerst und am bequemsten eine Biene ausschlüpft und davonfliegt. Die folgenden haben die Mühe, die Nest- und Kokonböden der vorderen Geschwister zu durchnagen, um ins Freie zu gelangen.

Neben den Tapezierbienen zeichnen sich in der Gruppe der „Einsamen Kunstbienen", wie man diese geschickten Arbeiterinnen auch nennt, noch viele andere durch ähnliche Arbeiten aus. In den Monaten Mai und Juni stellt es eine lehrreiche und angenehme Nutzbarmachung der Waldspaziergänge dar, die hunderterlei umhersummenden Bienen zu beobachten. Wenn man ihren Flügen nachgeht, wird man oft zum Eingange ihrer Nester geleitet und findet so Gelegenheit, sie beim Bauen zu bewundern.



Handel und Verkehrswesen unter den Schwarzen in Afrika

Von Carl Arriens

Mit 10 Bildern

Unsere Kenntnis des dunklen Erdteils, soweit es sich um die von Negern bewohnten Länder handelt, begann bekanntlich erst in der neueren Zeit. Bei unseren Handelsbeziehungen, wie sie vor dem Weltkriege mit den Küstenplätzen Afrikas bestanden, die ihrerseits wieder regen Austauschverkehr mit den heute bis ins Herz des Erdteils vorgeschobenen Handelsfaktoreien unterhalten, können wir uns kaum noch vorstellen, daß die Mündung des Nigerstroms, dieses gewaltigen, bis tief ins Binnenland schiffbaren Einfalltores, erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in den zahlreichen sogenannten Ölflüssen erkannt wurde, die sein Stromdelta bilden. Und doch sind uralte Einflüsse nördlicher Völker auf die Schwarzen nicht zu verkennen; ihre mehr oder weniger deutlichen Spuren lassen sich über den größten Teil Afrikas verfolgen.

Natürliche Hemmnisse erschwerten diesen Verkehr: im Osten der erste Katarakt des Nil, weiterhin nach Westen die mächtige Wüste, durch die erst die seit Niedergang der römischen Herrschaft in Kleinafrika eingeführten Kamele regelmäßigere Beziehungen zu den reichen Sudanländern ermöglichen halfen. Vorher war dieser Verkehr schwieriger. Daß man aber auch schon früher mit Ochsen und Eseln Lasten über Fezzan in die Tschadländer und zurück beförderte, ist durch Herodots Nachrichten bezeugt. Anderseits unterhielten die alten Ägypter auf dem Seewege durch das Rote Meer Handelsverbindungen mit Abessinien, um besonders schwarze Sklaven und aromatische Harze einzutauschen, das

sagenhafte Goldland — das Ophir der Bibel — wird sogar im heutigen Mozambique gesucht. Die Phönizier



Trägertypen im Westsudan.

und noch mehr die ihrem Beispiel folgenden Karthager, segelten auf jahrelang dauernden Expeditionen, wäh-

rend derer man sogar Getreide säte und erntete, an die goldreichen Küsten des Golfs von Guinea. Eine uns erhaltene Schilderung einer derartigen Unternehmung unter Admiral Hanno läßt vermuten, daß man auf dieser Fahrt bis an den Kamerunfluß vordrang. Lang andauernde Verbindungen mit der Goldküste bestanden jedenfalls schon in ältester Zeit; die Schwarzen gaben Gold, Gewürze, Straußenfedern und Elfenbein gegen Erzeugnisse mittelmeerländischer Kultur her. Die wahrscheinlich in den Glashütten des ägyptischen Theben hergestellten, von den Negern, bei denen sie heute noch im Umlauf sind, mit dem doppelten Gewicht an Gold bezahlten Aggriperlen zeugen davon. Es ist anzunehmen, daß die Schwarzen der Küste damals schon den Fremdlingen das weitere Eindringen in das Land verwehrten, um, wie noch in unseren Tagen, das gewinnbringende und mit wenig Mühe verbundene Monopol für den Inlandhandel in der Hand zu behalten. Da damals wahrscheinlich das innere Afrika nicht, wie im letzten Jahrhundert, zumeist aus kleinen und kleinsten Gemeinwesen, sondern aus mehr oder weniger umfangreichen, oft gewaltigen Monarchien bestand, die eine gewisse Ordnung und Sicherheit des Verkehrs gewährleisteten, wodurch die Zahl der hemmenden Zollgebiete und Tributschranken vermindert wurde, so kann, nach der überaus weiten Verbreitung der alten kostbaren Aggriperlen zu schließen, kein Zweifel über einen ehemaligen großzügigen Handelsverkehr bestehen. Ihm geeignet erscheinende Neuerungen nimmt der Neger schnell und willig auf. Wie schon in ganz alten Zeiten das aus Indien stammende Huhn und ebenso der Mangobaum und der indische Blasebalg, so haben sich seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts der Mais, die



Reisende Kolanußhändler, in der Wildnis kurze Rast haltend.

Die Pakete wiegen bis einhundertzwanzig Pfund.

Maniokwurzel, die Erdnuß und der Tabak, lauter amerikanische Produkte, ohne Zutun des Weißen vor dessen Eindringen durch den ganzen Weltteil von Ozean zu Ozean verbreitet. Ed. Hahn führte einst in einem Vortrage in sehr lehrreicher Weise aus, wie die Europäer durch den von ihnen selbst herbeigeführten, oder doch stark mitbewirkten Zerfall der großen Negerreiche und den lange Zeit betriebenen fluchwürdigen Sklavenhandel, dessen Einzelheiten übrigens die ganze Niedrigkeit europäischer Gesinnung enthüllen, sich selbst ein Hemmnis vor dem Eindringen in das schwarze Afrika geschaffen haben. Mit der Auflösung so großer Staatengebilde wie Mandingo, Dahome, Aschanti, Benin und der einst bestehenden großen Reiche von Angola und Kongo, war ein Zustand der Anarchie eingetreten, der Hand in Hand mit dem zunehmenden Sklavenraub die Sicherheit von Leben und Eigentum der schwarzen Händler auf den bisherigen verhältnismäßig ungefährlichen Karawanenstraßen nicht mehr gewährleistete. Die vorher schon um den Besitz ihres Monopols sehr besorgten Küstenneger hatten um so mehr Grund, unternehmungslustigen Weißen das Vordringen ins Inland zu erschweren. Erst mit der allgemein einsetzenden europäischen Kolonisierung konnten diese Schranken durchbrochen werden, und der im Weltkriege an den Tag gelegte Haß der Dualaneger gegen die deutsche Regierung, der, was nicht genug hervorgehoben werden kann, sehr im Gegensatz steht zu der Gesinnung der Neger im Innern des Landes, ist nur auf den erwähnten Umstand zurückzuführen. Mit anderen Worten: die Bestrebungen der den ganzen Handel und auch die politische Stimmung unter den Inlandstämmen vermittelnden betriebsamen Haussa fanden unter der Re-



Trägerkarawane beim Durchschreiten eines Stromes.

gierung ein erweitertes Arbeitsfeld, während der verhältnismäßig kleinen Gruppe von Küstennegern ihr jahrhundertelang mühelos eingeheimster Gewinn stark geschmälert wurde.

Als eine einheitliche Münze galt in Afrika von jeher die Perle. Die kostbare Aggriperle, von der es verschiedene Abarten gibt, war nur die Vorläuferin Hunderter von Perlensorten, die — zum größten Teil venezianischen und böhmischen Ursprungs — unter den Negern im Umlauf sind. Eine noch allgemein gültige „Münze" ist die bekannte Kaurimuschel; als weitere Werte gelten Eisen und Kupfer, teils in Drahtform, teils zugleich zum praktischen Gebrauch als Beil, Hacke, Pfeilspitze hergerichtet. Im Westen galt früher Goldstaub nach Gewicht, ehe das „unermüdliche" England alles Gold aus dem Lande zog. Salz nach bestimmtem Maß hat noch heute Kurswert. Im gesamten Sudan galt das ganze letzte Jahrhundert hindurch noch der österreichische Mariatheresientaler von 1781, der in der alten Form immer neu für Exportzwecke hergestellt wurde. Die mißtrauischen Eingeborenen sehen darauf, daß seine Prägung ganz bestimmte Eigentümlichkeiten aufweist, und daß er nicht „zu neu" aussieht.

Die Ware des schwarzen Kaufmanns wird fast ausschließlich auf dem Kopf befördert. Dieser edelste menschliche Körperteil ist für den Schwarzen nicht da, um über eine geeignete praktische Trageeinrichtung nachzudenken, sondern um die Lasten selbst darauf zu tragen. So marschieren die Träger mit ihrer im Durchschnitt sechzig Pfund schweren Last tage- und wochenlang durch Wald und Steppe, immer im Gänsemarsch. Allen voraus, mit dem umgehängten Schwert, geht diesen Trägern der Obmann oder Serkin, der die Auf-



Reisender Haussahändler mit Familie.

träge vermittelt und den Lohn zugunsten aller in Empfang nimmt und verteilt. Der Serkin haftet auch dem Auftraggeber gegenüber für die meist mustergültige Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit der lastentragenden Truppe. Kamel und Pferd spielen für die Warenbeförderung im eigentlichen Afrika keine besondere Rolle; in den Haussastaaten verwendet man allerdings neben den menschlichen Trägern ganze Züge einer kleinen Eselart. Die großen, durch das Land führenden Karawanenstraßen darf man sich nicht als breite Landwege vorstellen; es sind nur ganz schmale, von nackten Füßen hartgetrampelte Fußpfade, deren rasches Zuwachsen nur durch das ständige Begehen verhindert wird. Zum Radfahren würden sie sich in der Trockenzeit vortrefflich eignen.

Im Handel besteht ein ausgedehntes Kreditsystem. Da dies überall, wo Neger handeln, im Schwange ist, muß es neben seinen Schattenseiten doch auch seine guten Gründe haben. Max Buchner führt, nachdem er für Angola das in Wirklichkeit ja doppelte Kreditsystem, nämlich zuerst das des Großunternehmers zu dem die Reise unternehmenden Händler und dann dessen zu den als Kunden in Betracht kommenden Häuptlingen, erwähnt hat, zu seinen Gunsten an: „Die verkaufenden Häuptlinge kamen nicht, sondern mußten aufgesucht werden, und es war viel sicherer, ihnen sogleich den Gesamtbetrag als einen freundlichen Vorschuß zu geben, statt ihre Habgier beständig zu reizen durch das Aufstapeln eines Vorrats, den man doch nicht hüten konnte. Auch hatte sich im Laufe der Zeiten schon eine Ehrlichkeit ausgebildet, ein gewisses Gefühl der Pflicht als ein Ergebnis der Erfahrung und ein Gebot der Nützlichkeit."

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß es in Afrika zwei ausgesprochene Handelstämme gibt, die, gleich den Juden unter den weißen Völkern, teils herumziehend, teils zerstreut unter den übrigen Schwarzen wohnend,



Ein Laden in Innerafrika (Haussaland).

ihr Geschäft betreiben. Die einen sind die Haussa. Sie begnügen sich nicht, gleich den Juden, nur mit der Händler- und Vermittlerrolle; sie sind auch eine arbeitliebende, produktive Rasse, die ganz vortreffliche Handwerker hervorbringt. Der islamisierte und als solcher nicht fanatische Haussahändler beherrscht den ganzen Kleinhandel, soweit der Sudan reicht. Von europäischen

Firmen erhalten die Haussa oft hohen Kredit. Beim Besuch einer Faktorei an der Westküste machte man mich auf einen solchen Eingeborenen aufmerksam, dem, ohne daß er eine europäische Sprache reden oder schreiben konnte, bis zum Werte von dreißigtausend Mark Waren anvertraut wurden. Mit richtigen Mitteln ausgerüstet, zieht der Mann bis an die Grenzen der Sahara, beschäftigt Agenten und Unteragenten, die sich ausbreiten wie Äste, Zweige und Blätter eines Baumes; als ein intelligenter Kopf verlor er nie die Übersicht und regelte alles bis ins kleinste, und nach unzähligen geschäftlichen Verhandlungen kam der Mann nach Jahr und Tag wieder an die Küste, um seine Verbindlichkeit mit dem Handelshause zu regeln.

Die Einwohner von Ambaka sind von Livingstone als die Juden Afrikas bezeichnet worden. In den Ländern portugiesischen Einflusses hießen sie ursprünglich Pombeiros und waren zumeist erprobte Sklaven portugiesischer Händler, als deren mit den Eigentümlichkeiten und Sprachen der Eingeborenen vertraute Handelsvertreter sie tief in das damals ganz rätselhaft dunkle Afrika vordrangen. Ihre Intelligenz fesselte sie an ihre Herren, die ihnen zu ihrem eigenen Nutzen Anteil am Gewinn gewährten, als Pfand blieben ja Weib und Kind und die ganze Habe des Pombeiros im Machtbereich des Herrn. Diese weitgereisten und nach Möglichkeit sich nach Europäerart gebärdenden Pombeiros sind in gewisser Beziehung die Vorläufer der Forschungsreisenden und Missionare. Zwei von ihnen haben etwa 1809 Afrika von Kassandsche aus bis nach Tete in Mozambique durchzogen, weshalb die Portugiesen den Ruhm der ersten Afrikadurchquerung für sich in Anspruch nehmen. In der Folge nannte man diese

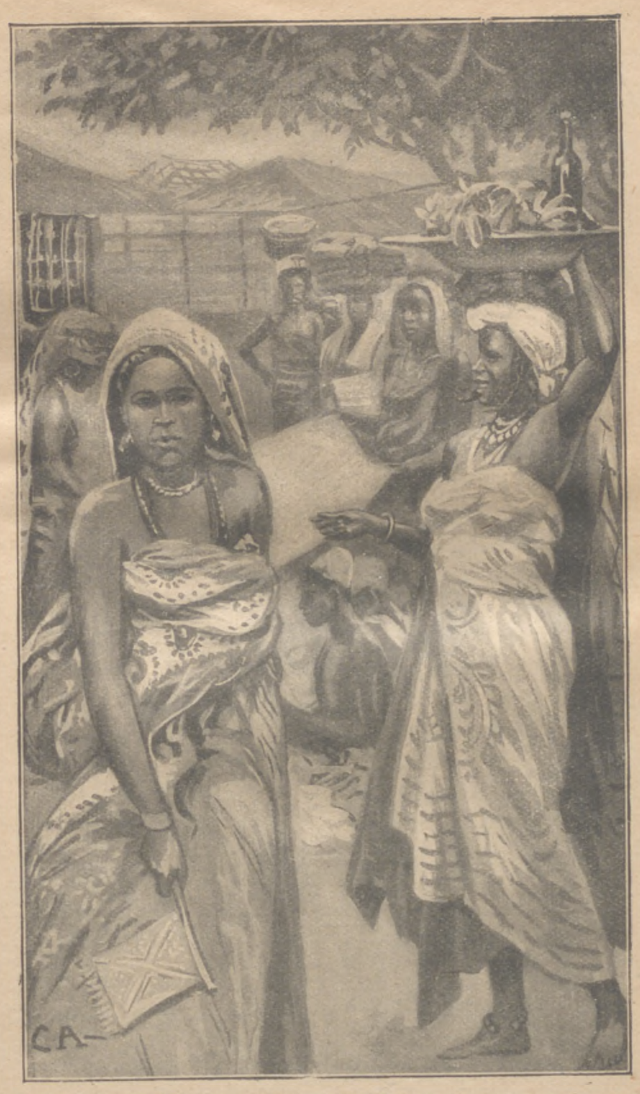


Ein Geschäftsreisender aus Adrar (Zentralafrika).

Der Mann ist mit vielen Täschchen behängt, die zauberkräftige Amulette bergen.

rührigen und schlauen Handelsneger Ambakisten, nach der Landschaft Ambaka in Angola, deren mit Portugiesisch vermischte Sprache sie reden, obwohl ihre heute natürlich freien Mitglieder sich aus allen möglichen Stämmen bis nach Ostafrika hin rekrutieren. Bedeutsam ist der Hinweis Max Buchners, daß „von diesen Ambakisten zugleich ein Teil der Belehrung stammt, die in der Afrikaliteratur als Wissenschaft die Leser erfreut. Fast alle die Namen der Stämme und Gegenden, Flüsse, Fürsten und Gebräuche, die in dem ungemein weiten Gebiet der portugiesischen Einflußsphäre unsere Bücher über Afrika enthalten, wurden an die Reisenden, die sie schrieben, ambakistisch überliefert ..." „Diese Leute spielten eine entscheidende Rolle für die Erfolge der Afrikareisenden, die in Europa dann deren Ruhm sind. Fand man gute, so ging es gut, und fand man schlechte, so ging es anders. Man brauchte sie zur Werbung der Träger und als Führer auf dem Marsch, als Dolmetscher und Zeremonienmeister und als Einkäufer. In solcher Berufsart gaben sie sich am liebsten den schönen Titel Caixero (Kassier), und sie verdienten sich ihre Würde, indem sie nur behutsam stahlen."

So große Reisen, wie oben erwähnt, sind durchaus keine Seltenheit in Afrika. Der Neger liebt das Wandern. Fußreisen, die einer Entfernung wie von Dänemark bis Sizilien gleichkommen, sind etwas ganz Alltägliches. Derselbe Haussahändler oder auch fahrende Musikant, der sich heute in Forkados an der Nigermündung aufhält, ist vielleicht nächstes Jahr in Chartum am Nil wieder zu finden. Ich erinnere mich an eine ganz ehrbar auf dem Markt von Mokwa im Nupelande hökernde Händlerin, bei der ich etwas kaufte.



Frauen auf dem Markt im Putz.

„Mit dieser Frau kannst du Englisch sprechen," sagte mein schwarzer Begleiter. Und da entpuppte sich denn die Dame als „schwarze Amazone von Dahome", die vormals im Berliner Panoptikum aufgetreten war.

Das Marktwesen spielt in Afrika eine viel größere Rolle als bei uns, da man Läden nur in großen Städten, und auch dort nur vereinzelt nach dem Muster der von den Weißen unterhaltenen „Stores" findet. Der Eingeborene liebt den Markt, auf den er sich nicht nur begibt, um zu kaufen, sondern auch um „zu sehen und gesehen zu werden". Märkte großer Negerstädte, die tatsächlich ein Bild wie aus Tausendundeine Nacht bieten, haben Nachtigal und Rohlfs ausführlich beschrieben. Einen überaus poetischen Anblick bietet der von einer phantastisch gekleideten Menschenmenge belebte Abendmarkt von Bida im Nupelande, mit den zahllosen rötlich schimmernden Lichtsternchen, die von den Öllämpchen in den Warenkörben der Händlerinnen herrühren. Wer das einmal in seiner ganzen Schönheit gesehen hat, vergißt es Zeit seines Lebens nicht mehr. Bemerkenswert sind die Ordnung und das friedfertige Benehmen von Käufern und Verkäufern auf so einem großen Negermarkt. Jede Warenklasse hat ihren ganz bestimmten Platz, etwaige Streitigkeiten schlichtet der Serkin Kassuah, der „Vater des Marktes", fast immer in Güte, wobei er darauf zielt, den Schuldigen bei der Ehre zu fassen, was in Anbetracht der sehr zum Spott geneigten Menge meist seine Wirkung tut. Als Zeichen seiner Würde trägt der Serkin Kassuah eine schön bemalte Kalabasse bei sich, die ihm als Normalmaß in etwaigen Streitfällen dient; er pflegt ein wohlgekleideter, würdiger älterer Mann mit Knebelbart zu sein. Da fast jeder Neger die Naturanlage zum Handelsmann



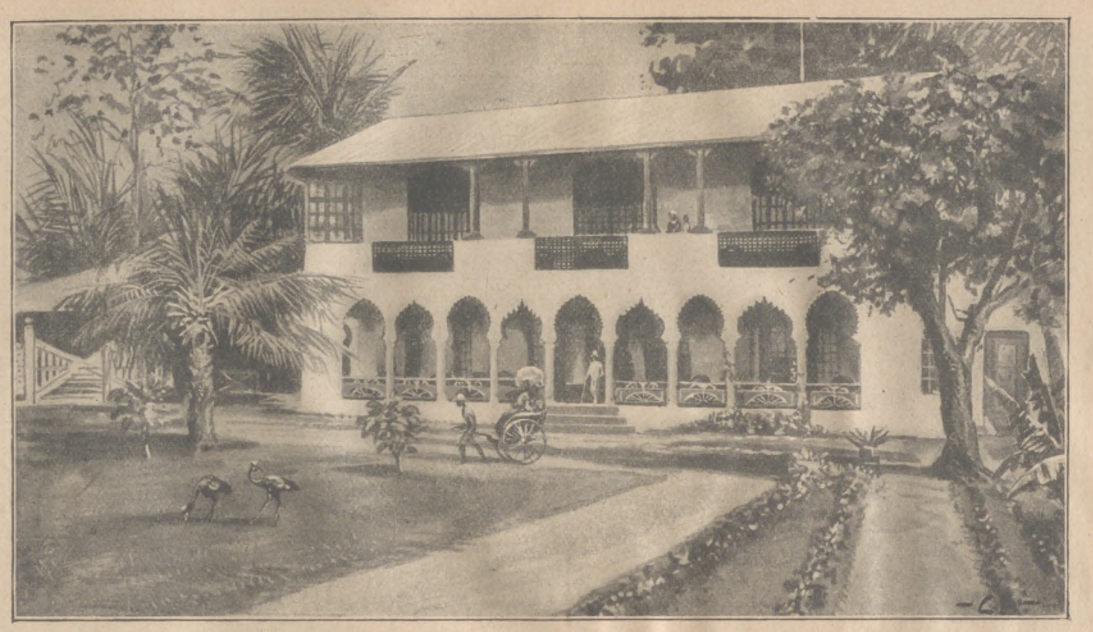
Abendlicher Handel beim Schein der Öllämpchen.

in sich spürt, so nehmen auch die Frauen großen Anteil an Handelsgeschäften. Keine schönere Beschäftigung für eine Frau, als mit prunkvoller Frisur auf einem winzigen Stühlchen von der Größe einer Studentenmütze unter ihresgleichen auf menschenbelebtem Markt zu hocken und eine Ware auszubieten, deren Umsatzgewinn für den Tag nur wenige Pfennige betragen kann! Jeder handelt eben so gut er es vermag, und da für den Schwarzen das Handeln gleichzeitig ein vergnüglicher Zeitvertreib ist, gilt es für die Frauen der Reichen, die es gar nicht nötig haben, ja sogar für Priester- und Häuptlingsfrauen, durchaus für fein. Man kann also nie wissen, ob man es beim Einkauf mit einer Proletariersgattin oder mit einer „gnädigen Frau", wie man bei uns so schön sagt, zu tun hat; es wirft das aber ein sehr bezeichnendes Licht auf das soziale Zusammenleben der Neger. Wie der Herr mit seinem Sklaven aus einer Schüssel ißt, so kann der Vornehme eine niedrige Beschäftigung ausüben und wird doch seinem Range gemäß geachtet und behandelt; in unserem zivilisierten Europa würde der Bediente bei solcher Herablassung des Herrn sehr bald über die Stränge schlagen.

Neben all diesen kleinen Händlerinnen gibt es aber überall Frauen, die man nicht als gewöhnliche Krämerinnen abtun kann, die als Menschen von weiterblickender, echt kaufmännischer Begabung anzusehen sind. Ich erinnere mich an eine Frau, die durch einen langen Trägerzug eine Ladung Salzsäcke von einer Faktorei abholen ließ und dem Serkin dabei ihre Befehle mit der selbstbewußten Miene einer einflußreichen Persönlichkeit erteilte. Als einst ein Weißer sich eines größeren Postens gehobelter europäischer Bretter, die



Der Serkin Kassuah (Vater des Marktes).



Villa eines schwarzen Millionärs an der Westküste Afrikas.

vermöge eines Seitenholzes ineinanderzufügen und zu sehr großen Kisten bestimmt waren, entäußern wollte, fand sich als Käuferin eine — Frau ein. Gefragt, was sie mit den Hölzern beginnen wolle, meinte sie, die Bretter müßten einen schönen Fußboden ergeben, sie wolle sie aufheben, bis jemand in der Stadt anfangen würde ein Haus zu bauen. Leo Frobenius erzählt die Geschichte eines jungen Wanderkaufmanns, welcher der Frau Fatuma Kuloballi, einer raffinierten Wucherin, in die Finger geriet, als deren stiller Teilhaber und Kapitalist ein vornehmer, gleichgültig lächelnder Marabut — ein Priester — sich erwies. Auch beim Neger in Afrika führt Handel und Wandel zuletzt zum Reichtum. Die protzenhaften Villen der schwarzen Millionäre von Freetown, Lagos und anderen Plätzen sind mit allen Erfordernissen europäischen Luxusbedürfnisses ausgestattet, und statt im galionsgeschmückten Kanu zu fahren, macht der wohlhabende schwarze Händler heute im eigenen Motorboot auf den Ölflüssen seine Besuche bei seinen Geschäftsfreunden.



Der Fähnrich

Skizze von Martin Lampel

Das kleine, unsaubere litauische Dörfchen lag in der prallen Mittagsonne. Durch den dichten Straßenstaub mahlten sich mühselig Bauernkarren; Ulanen trabten nebenher. Vor einem Häuschen mit Fachwerkwänden und schief herunterhängendem Strohdach stand an einem Brett, das an den Pfahl eines dürftigen Zaunes angenagelt war: „Batterieführer 8. Batterie Reserve-Fußartillerieregiment 71."

Ein blutjunger Unteroffizier schritt vor dem Häuschen auf und ab; er schien zu warten und beobachtete als Neuling erstaunt das Getümmel.

Ein Wagen war in eines der zahlreichen Löcher gefallen; bis über die Nabe steckte das Rad im Sand. Der kleine Gaul davor zerrte verzweifelt am Geschirr. Ein Russe mit bis an die Knie umwickelten Beinen und einem Rock, auf dem Schmutz und Staub eine dicke Kruste gebildet, renkte sich fast die Arme aus. Der Troß stockte. Verdrossen starrten die Fuhrleute der nächsten Karren herüber.

Ein baumlanger Wachtmeister jagte auf einem schweren Braunen heran. „Wollt ihr anpacken! Natürlich, keiner von den Kerlen kann zugreifen."

Während das Rad herausgehoben wurde und die Kolonne sich knarrend, klappernd und peitschenschlagend wieder in Bewegung setzte, hörte man eine helle Stimme quer über den Weg: „Holla, das ist doch ein Fähnrich! Was will denn der hier?"

Auf den Ruf fuhr der Unteroffizier herum. Zwischen den Wagen hindurch kamen mit langen Schritten zwei Leutnante auf ihn zu. Er riß die Hacken zusammen. „Fähnrich Lucca meldet sich zum zweiten Bataillon

Reserve-Fußartillerieregiment einundsiebzig versetzt und der achten Batterie zugeteilt."

Die Leutnante sahen ihn scharf an. Ein neuer Zuwachs; kaum mittelgroß, schlank, schwächlich, ein Puppengesicht, fast noch ein Kind.

„Na, Fähnrich," meinte der eine gönnerhaft, „welcher Wind hat Sie denn hierhergeweht? Kommen Sie mal mit uns. Links schwenkt da über den Graben."

Mit einem langen Stelzschritt stand der Leutnant mitten in den Nesseln, die ihm trotz seiner Länge bis übers Knie reichten. „Wir hätten ja auch da 'rumgehen können, dort ist, wie Sie noch sehen werden, auch ein Weg. Aber kürzer ist immer besser."

Kurz darauf befanden sie sich in einem halb in der Erde gelegenen, verlassenen, mit zwei Schichten halbmeterdicken Baumstämmen überdachten Unterstand.

„Ja, mein Liebling," redete der Offizier den jungen Mann huldvoll an. „Da staunen Sie, was? Passen Sie mal auf, wie der Feind manchmal hierher funkt. Aber nu lassen Sie Ihre feierliche Haltung, setzen Sie sich da auf den Schemel, aber geben Sie acht, er hat nur drei Beine."

Erleichtert warf er sich in einen gepolsterten Lehnstuhl, der mit zwei Rokokostühlen mit abgeschundener Vergoldung das Hauptmöbel war. Aus einer Stalltüre hatte man einen einfachen Tisch zusammengeschlagen. Ein paar Buntdruckbilder aus der „Jugend" bildeten den künstlerischen Wandschmuck, und auf einem quergenagelten Brett standen ein Glas, zwei henkellose Tassen und eine Flasche.

Abermals streifte ein prüfender Blick den Fähnrich, der, noch etwas befangen von der fremden Umgebung, am Tische Platz nahm. Pomade trug der junge Kerl

noch im Haar; das würde er sich bald abgewöhnen. Hier, wo man froh sein konnte, wenn man morgens einen Eimer Wasser zum Waschen auftrieb. Ein feines Kerlchen war's; rote Backen, Augen wie die eines neugeborenen Kindes, verwundert und unschuldig. Das reine Kind. Wo kam der wohl her; er kannte doch so ziemlich alle Junker beim Regiment, den hatte er noch nie gesehen.

Auf eine Frage antwortete der Fähnrich: „Ich komme vom Kadettenkorps." Er heftete dabei seine runden Augen offen und uneingeschüchtert auf die seines Gegenübers. „Aus Obersekunda. Ich bin erst sechzehn Jahre; aber Vorturner bin ich gewesen. Meine artilleristische Ausbildung habe ich beim Ersatzbataillon und dann auf Schießschule in Jüterbog durchgemacht. Es war großer Andrang im Korps, die meisten wollten zur Fußartillerie. Ich freue mich sehr, zu diesem Regiment gekommen zu sein."

Die gestrengen Augen blickten schon freundlicher. „Wollen Sie nicht eine Zigarette rauchen? Man hat mir heut ein Päckchen von zu Haus geschickt."

Der Kleine sprang auf und zog seine Zündholzschachtel aus der Tasche. Der Leutnant freute sich. „Na," meinte er gutmütig, „unbedingt nötig ist das ja grade nicht hier in Rußland. Aber behalten Sie das mal vorläufig bei. Macht guten Eindruck. Wie heißen Sie doch — Paul, richtig ja — also Paulchen, nu springen Sie mal 'rüber, ich sehe von fern unseren Häuptling, machen Sie ihm Ihre Meldung. Und bitten Sie gleich, in die Kasinogesellschaft aufgenommen zu werden."

Der Fähnrich machte Front und war im Nu verschwunden. Der andere Leutnant, ein Gerichtsassessor,

räkelte sich in der schäbigen Pracht seines Rokokosessels und sog an seinem Stummel. Gemütlich schlug ihm der Lange auf die Schulter: „Na, Jobst, was sagen Sie zu dem Zuwachs?"

„Kinder gehören in die Schule, aber nicht ins Feld. Vor allem nicht als Portepeeträger. Was sollen wir mit dem anstellen? Der macht uns bloß die Leute wild. Der fängt ja an zu heulen, wenn uns die Kerls mal wieder einheizen."

Der andere spreizte seine langen Beine auseinander und streckte sie unter den Tisch. „Das möchte ich nicht ohne weiteres sagen. Wir wollen erst mal sehen, wie er sich anläßt."

Jobst hatte den letzten Zug getan und warf den Zigarrenstummel durch die Türöffnung: „Offen gestanden, Biber, entzückt bin ich nicht. Fähnriche sind meiner Ansicht nach immer was Störendes. Man kann sich in ihrer Gegenwart nie ungestört fühlen, und reden Sie mal was Schnoddriges, so bringen Sie so ein Bürschchen in die größten Schwulitäten."

„Hallo, Neumaier!" Der Lange winkte mit der Rechten.

Hoch und massig schob sich ein Leutnant durch die Tür und wischte sich erschöpft mit dem staubigen Rockärmel über die erhitzte Stirn. „Kinder, ist das 'ne Hitze. Bloß eine Viertelstunde hier im Schatten bleiben!" Er ließ sich wuchtig auf den leeren, dünnen Sessel nieder, der in allen Fugen knackte. „Ich komme mal wieder vom Stab, mit dem Alten habe ich schon gesprochen. Habt ihr nichts zu trinken?"

Ein breitschultriger Mann mit aufgekrempelten Hemdärmeln trat auf den Anruf in den Unterstand.

„Biederer Fritz," redete ihn Biber an und langte

die Flasche vom Wandbrett, „nun lassen Sie mal das Geschäft des Gänseschlachtens — es ist uns heute eine zugeflogen, die unter keinen Umständen heim wollte — und holen Sie was zu trinken."

Der Kaschube lachte breit: „Es is aber nischte nich da, Herr Leitnant."

„Na, da Sie ein gar so verzweifeltes Gesicht machen, Neumaier — Fritzekind, sehn Sie doch mal in die Kiste, wissen Sie, die letzt aus Deutschland ankam. Da ist ganz unten noch eine Flasche. Her damit." Bedächtig goß er Glas und Tassen halb voll.

„Biber, Sie sind ein Engel ..." meinte der Ordonnanzoffizier und nahm einen guten Schluck. Dann zündete er sich mit Behagen eine Zigarette an: „Die erste anständige, die ich seit Monaten zu rauchen kriege," meinte er nach dem ersten Zug. „Aber Kinder, was hat man euch für einen niedlichen Fähnrich geschickt? Ich bin noch nicht mal hier, da springt er schon 'ran und nimmt den Gaul ab. Mit einer Selbstverständlichkeit, wirklich ein netter Kerl."

An der Tür erschien der Fähnrich: „Ich bitte, eintreten zu dürfen."

„Aha, Sie haben gerochen, daß es hier was gibt. Nu machen Sie aber nicht in einem fort Männchen; setzen Sie sich auf die Luftschaukel da, nehmen Sie das Glas und erzählen Sie uns was von der Heimat," begrüßte ihn der gewaltige Neumaier. „Prost, junger Grünschnabel. Weiß der liebe Himmel, hab' dies junge Gemüse doch ganz besonders in mein Herz geschlossen!"

Der Fähnrich hatte vorschriftsmäßig den Trinkbecher an den dritten Knopf von oben an den Waffenrock gehalten und leerte das Glas.

„Hören Sie mal, Paulchen, wenn Sie denken, daß Sie uns ganz alleine die Pulle leer machen können, da täuschen Sie sich ganz gewaltig. Diese Kinder haben doch keine Ahnung, was Krieg heißt. Jetzt begnügen Sie sich gefälligst mit dem Zusehen; sehen Sie, so trinken Seiner Majestät Leutnante den Wein zweitausend Kilometer entfernt von aller Kultur.“ Bedächtig nahm er einen kleinen Schluck.

Der Fähnrich begann zu plaudern, und er sprach gut, ohne Ziererei, frisch von der Leber weg, gar nicht verschüchtert. Und auf alle Anödereien machte er ein unglaublich verständnisloses Gesicht.

„Denken Sie nicht, daß es im Felde immer so gemütlich zugeht,“ sagte schließlich Biber und reichte ihm zum Abschied die Hand. „Jetzt sehen Sie sich nach dem Fernsprecher um, und lösen Sie zur Nacht die Beobachtung ab. Leben Sie wohl, mein Liebling, und fallen Sie mir nicht in den Briefkasten, wenn die Russen heut nacht wieder mal lebendig werden. Sie tun übrigens gut, sich noch eine ordentliche Decke mitzunehmen,“ rief er ihm noch nach.

Mit dem Telephonisten schritt der Fähnrich nach vorn. Er machte ein glückliches Gesicht und hatte es in seiner knabenhaften Neugierde sehr eilig; zum ersten Male ging es in den Schützengraben.

„Nich so schnell,“ meinte Hasselmann, der Fernsprecher. „Und nu, Herr Fähnrich, immer hübsch mang dem Korn. Hier können sie uns schon sehen.“ Er zog den Kopf tiefer in die Schultern.

Den Leitungsdraht verfolgend, kamen sie durch eine Fichtenschonung, dann über Wiesen, quer über Gräben, an einem Birkenwäldchen vorbei und nun

mitten durch ein Weizenfeld. Ein Weg war hier getreten, Hufspuren und Gleise kreuzten sich darin. „Ja, ja," sagte Hasselmann, und setzte seine Gedanken laut fort: „Das liebe Korn. Neulich mußten wir in einem großen Felde abprotzen, da haben die Räder die schönsten Ähren zermahlen. Aber besser, wir machen das hier, als der Russe bei uns."

Sie sprangen wieder über einen Graben, einen verkohlten Zaun und standen mitten auf einer Dorfgasse. Die Hütten waren abgebrannt bis auf den Grund; nur eine Scheune trug noch ein halbes Dach und reckte zersplitterte Sparren nach oben. In ihrem Schutz stand die Feldküche einer Infanteriekompanie.

Nun bog der Weg rechts ab, am Fuße eines Bahndammes entlang, und da begegneten ihnen Trupps von struppigen, verwilderten Leuten, die im Gänsemarsch mit dem Kochgeschirr in den Händen im Schutze der herabsinkenden Dämmerung der Küche zustrebten. Die Kleider über und über verdreckt mit Lehm und Staub, um den roten Mützenstreifen ein verblichenes Band. Jetzt vernahmen sie auch schon deutlicher das Knallen der Schüsse aus den Gräben.

Wohl zehn Minuten ging der Weg so fort. An einem zerschossenen Wärterhaus stiegen sie über den Damm, jetzt schon merklich gebückt, und liefen zunächst noch ein Stück am Gebüsch entlang und dann eine kleine Anhöhe hinauf, wo sie in halber Höhe auf einen Stolleneingang stießen.

„Bücken, bücken, Herr Fähnrich," mahnte der Fernsprecher. „Sie ziehen bloß das Feuer auf uns."

Durch mehrfach gewundene, sich kreuzende Gräben gelangten sie in die vordere Stellung. Durch die Schießlücke lugend, standen hier von zehn zu zehn Schritt

Posten und feuerten hin und wieder, wenn sie die Ungeduld packte, hinüber. Zwischendurch steckten sie die Hände fröstelnd in die Manteltaschen. Es war empfindlich kühl geworden.

Vor einem Unterstand hielten sie an.

Ein Feldwebelleutnant trat hervor. Der Fähnrich meldete sich zur Ablösung und kam sich ungeheuer wichtig vor. Der Feldwebelleutnant blieb gleichmütig. Er führte ihn ans Scherenfernrohr: „Sehen Sie, geradeaus, unmittelbar an der Straße, liegen die feindlichen Gräben. Links, am Bahndamm, wo das schwarze Kreuz steht. Hauptrichtungen haben wir drei: der Damm, die Chaussee und links das Wäldchen. Die Batterie ist darauf eingeschossen. Wenn also die Russen angreifen, brauchen Sie nur durchs Telephon zu melden, in welchem Abschnitt, und wir eröffnen von der Batterie aus das Feuer. Unsere Beobachtung ist links seitlich herausgeschoben, die Batterie hat noch zwei andere, die Hauptbeobachtung auf dem Dach der Ziegelei — dort — und die andere im Wäldchen dahinter. Im übrigen sind diese nachts besetzt; der Fernsprecher bleibt hier. Der ist eingearbeitet und wird Ihnen näheren Bescheid geben. Beobachten Sie die Straße, da fährt doch dort hinten wieder ein Wagen. Na warte, das wollen wir ihnen vertreiben."

Er wandte sich an den Fernsprecher: „Melden Sie: Hauptrichtung Zet We O. Drei weniger vierundvierzigfünfzig. Salve abfeuern!"

„Salve abgefeuert," meldete der vom Lautsprecher herüber. Zugleich kam weit von hinten her ein halblauter Abschuß und immer stärker werdendes Rauschen. Man konnte deutlich vier verschiedene Töne unterscheiden. Drüben stiegen hohe schwarze Rauchwolken

hoch, und ein Krach der Explosionen zerriß die Luft. Die Grabenwand zitterte.

„Zet We O mehr. Vierundvierzig-fünfundsiebzig,“ rief der Mann am Fernsprecher.

Eine zweite Salve rauschte hinüber und zerkrachte drüben. Der Wagen war längst verschwunden.

„Rohre frei. Feuerpause.“

Der Feldwebelleutnant griff nach seinem Doppelglas, schlug fröstelnd den Mantel zu und kroch gebückt in den Graben.

Der Fähnrich sah sich in seinem Beobachtungsunterstand um; es war nichts, als ein Stück Graben, überdacht mit Bohlen, und mit Erde bedeckt. Am Grabenrand stand das Scherenfernrohr; die mit Fichtengrün verkleideten Objektive ragten nur wenige Zentimeter über den Damm. Auf der anderen Seite eingebuddelt der Lautsprecher und davor auf Stroh der Fernsprecher.

Der Fähnrich erwachte vom Hall eines Geschützabschusses. Hatte er wirklich geschlafen? Er lag dicht an den Fernsprecher geschmiegt auf dem Stroh und fror. Es war grimmig kalt geworden; gestern nacht hatte er's noch nicht gespürt, da lag er noch in einem Quartier weit hinter der Front. Der Himmel blinkte sternklar. Er richtete sich auf und kroch an dem Grabenrand in die Höhe. Das Gewehrgeplänkel hatte sich zum rollenden Feuer gesteigert. Die Kugeln pfiffen über ihn weg. Der Fernsprecher war auch munter geworden und steckte den Kopf heraus: „So ist's jede Nacht, Herr Fähnrich!“ gähnte er. „Die Kerle haben immer eine Heidenangst, daß wir nachts angreifen

könnten. Sie müssen sich knallen hören. Aber dort drüben," er wies nach rechts, „dort greifen sie an."

Der Himmel zur Linken war gerötet von aufblitzenden Leuchtkugeln, dazwischen flammten wie Wetterleuchten die Abschüsse, zerplatzten in der Luft die Schrapnelle. Es schien wüst herzugehen, dort drüben. Der Kanonendonner nahm immer mehr zu.

„Jetzt fangen die unseren auch an," meinte der Fernsprecher und zeigte nach oben. Wieder kam es von hinten herangerauscht, aber diesmal nicht drüber weg, sondern mehr zur Seite. „Aha, sie schießen vom Hauptstand aus. Da ist heute nacht Leutnant Biber."

Ein ohrenbetäubendes Krachen. Abschuß und Einschlag fast zugleich. Genau von gegenüber kam es. Keine hundert Meter weiter schlug die Granate ein, es mußte ein schweres Kaliber gewesen sein. Ein großer Brocken Erde klatschte von der Brustwehr dem Fähnrich auf den Fuß.

Ein zweiter Schuß saß mitten im Graben. Balken und Steine flogen in die Luft. Von der Gewalt der Explosion wurde der Fähnrich an den Unterstand geschleudert. Ein dritter folgte. Mit einem Male war die Hölle los; Schuß auf Schuß und Einschlag auf Einschlag folgte von drüben her. Klatschend patschte die Kugel eines Schrapnells neben ihm ein. Der Fernsprecher zog den Fähnrich am Ärmel in den Unterstand. „Daß wir auf so hundsföttische Weise draufgehen, ist nicht unbedingt nötig."

„Telephonieren Sie der Batterie: Beobachtung schwer beschossen."

Der Fernsprecher klinkte am Hebel: „He! Batterie! Batterie!" Es dauerte eine Weile, ehe er Antwort bekam.

Er gab es durch: „Mit Achtundzwanzigern,“ setzte er hinzu.

„Wir auch,“ kam's lakonisch zurück.

Der Fähnrich stand am Scherenfernrohr und starrte in die Nacht. Fast taghell wurde es draußen für Augenblicke. Der alte Fernsprecher stopfte seine Pfeife. Auf den Spektakel war er nicht gefaßt gewesen. „Eine schöne Einführung, Herr Fähnrich. Aber ich hab' schon tollere Sachen erlebt.“

„Ich hab's deutlich gesehen. Der Einschlag war zu kurz. Der vor dem Wäldchen.“

„Aber, Herr Fähnrich,“ wollte der Obergefreite einwenden, „das können Sie ja gar nicht beobachten. Das macht der Hauptstand.“

„Melden Sie durch“ — bestimmt und scharf klang es herüber — „Einschlag am Waldesrand genau beobachtet.“

Der Fernsprecher wiederholte den Befehl. Überrascht sah er auf. Da hatte er gemeint, das Kerlchen müßte die Nase voll kriegen, und nun hielt er sich so gut, wie er es ihm nicht zugetraut.

Eine gewaltige Detonation riß ein paar Bohlen von der Wandverkleidung; der Schuß mußte unmittelbar daneben gesessen haben. Schwefelige, übelriechende Pulverschwaden zogen durch die Luft. Wie durch einen Nebel sah er den Fähnrich am Boden liegen. Er wollte hin, aber der war schon wieder auf. Der Sand rieselte zur Seite herein, ein Ächzen drang aus dem verschütteten Zuzug zur Linken.

„Wahrhaftig, die Kerle greifen an,“ schrie der Fähnrich. „Melden Sie es sofort der Batterie.“

Der Obergefreite trommelte auf den Hebel, bekam keine Antwort. Er legte das Ohr an die Muschel,

kein Ton war zu hören zwischen den krachenden Explosionen. Er richtete sich auf, Schweiß klebte ihm die Haare an die Stirn. „Da ist was nicht in Ordnung, Herr Fähnrich, irgendwo ein Treffer in die Leitung. Die Leitung ist zerrissen."

Ein Treffer folgte genau dem ersten. Faustgroße Erdklumpen flogen zur Seite herein, die Verkleidung zersplitterte.

„Ich bin getroffen ..." Der Fähnrich faßte sich zum Taillenhaken und bückte sich. Ein abgerissenes Stück eines Seitengewehrs war ihm ins Kreuz geflogen.

Der Obergefreite war unverletzt geblieben; er rieb sich den Staub aus den Augen und sah unter zerbrochenen Pfählen und Erdschollen den Apparat zerrissen. — Ein Granatsplitter, zackig und messerscharf, war mitten in den Sprachtrichter hinein geschlagen. Da war alle Mühe vergebens.

Rings knallten die Schüsse auf. Vereinzelt, in großen Lücken. Und drüben griffen die Russen an.

„Urrä, Urrä!" schwirrte es dann und wann durch die augenblickliche Stille. „Urrä," von links, von rechts, von vorn. Pechfinster, nichts zu sehen. Immer schauriger und näher klangen die wilden Schreie. Und wie schwach das Gewehrfeuer aus den einzelnen Gräben plänkelte! Herrgott, das war Sturm! Sturm! Und er saß hier und konnte nicht schießen, nicht helfen. Eine Leuchtkugel ging seitwärts im Graben hoch und beleuchtete sekundenlang die heranstürmenden Gestalten. Nicht in Schwärmen kamen sie, in einer unzähligen, dicken Masse von links, von rechts, unerschöpflich. Schemenhaft starrten schon ihre Gesichter herüber.

Der Fähnrich sprang zur rechten Tür. Irgend eine Waffe ergreifen und mithauen, war sein Gedanke.

Da schlug er lang hin; der Graben war zerstört; ein großer Geschoßtrichter neben dem anderen, ein Schutthaufen versperrte ihm den Weg.

Immer wütender, immer näher schrillte, heulte, brüllte das „Urrä" der Russen.

Er faßte blind zu. Was er für einen Gewehrschaft gehalten, war der erstarrte Fuß eines verschütteten Musketiers. Eine wachsweiße, kalte Hand starrte aus den Trümmern. Wie im Frost klapperten ihm die Zähne, todstarres Entsetzen hatte ihn gepackt.

Das war der Krieg, großer Gott — das war der Krieg!

Der Fernsprecher hatte seinen Arm gepackt.

„Kommen Sie, um Gottes willen, das ist Wahnsinn. Der Graben ist verloren. Wir müssen in die zweite Stellung, zu den Reserven." Er riß den Willenlosen zur Seite in den Eingang eines kleinen, rückwärtigen Grabens.

Eine Kugel pfiff über sie weg.

Ein Schuß flammte fast vor ihren Köpfen auf. Sie waren am zweiten Graben. Eine Gruppe, sieben oder acht Leute stürzten wie Schatten ihm entgegen und warfen sich an die Brustwehr.

Im aufblitzenden Licht eines Scheinwerfers glitzerte ein Monokel. Eine helle Stimme krähte: „Ruhig zielen, Leute! Nicht zu hoch halten — Schnellfeuer!"

Hell blitzte ihm das Licht einer elektrischen Taschenlampe entgegen.

„Hier anfassen, die Artilleristen!"

Der Leutnant packte einen Spaten und warf Scholle auf Scholle in den Zugang. Die Leute feuerten und schaufelten mit Fieberhast. Ein langer Infanterist neben dem Fähnrich stieß einen jähen Schrei aus und schlug lang hintenüber.

„Verdammte Hunde!" Der Leutnant hatte das Gewehr an sich gerissen; vor ihm stand als scharf sich abhebender Umriß am aufblitzenden Himmel ein mächtiger bärtiger Russe, in der Linken den Revolver, den Degen hoch geschwungen, und feuerte seine Leute an.

Ein Schuß krachte; die schwarze Gestalt sank in sich zusammen.

„Das Scherenfernrohr!" Wie einen Schrei stieß der Fähnrich das Wort aus. Jetzt erst fiel ihm ein, er hatte das Scherenfernrohr im Stich gelassen.

„Mann! Sind Sie verrückt?!" schrie der Leutnant ihn an.

Der Fähnrich war mit einem wilden Satz über den schon halb verschütteten Eingang in den Zulaufgraben gesprungen. Er hörte den Leutnant nicht mehr. Wie ein Rasender setzte er nach vorn.

„Das Scherenfernrohr muß ich holen!" war sein einziger Gedanke. Wie war es nur möglich, das zu vergessen!

Wenn er zurückkam und der Hauptmann fragte ihn, da mußte er sagen: „Ich habe meine Pflicht vergessen!" Und er trug sein Portepee doch erst seit Wochen, und mit welchen Gefühlen hatte er es angelegt! Er konnte ja keinem Menschen mehr in die Augen sehen, wenn es ihm nicht gelang, das Verlorene zurückzubringen.

Jetzt kam die Biegung; noch drei Schritt und er war im alten Graben am Beobachtungsstand. Eine Gestalt sperrte ihm den Weg. Er raste in voller Wucht an sie an. Ein wilder, polnischer Fluch. Der Mann sank in die Knie. Aber schon war der Fähnrich wieder weg. — Er stolperte, schlug hin, raffte sich wieder auf, stand zwischen wilden, finsteren Gestalten — ein Schatten unter Schatten. —

Da war die Tür zum Eingang. Rasch war er drinnen,

griff mit der Hand in scharfe Splitter, tastete umher, kroch über Erdklumpen, zwängte sich durch zerbrochene Sparren; jetzt hatte er das Scherenfernrohr gefunden, er hielt es fest, quälte sich wieder durch die Trümmer, mit keuchender Brust und stoßweise versagendem Atem.

Ein Schatten verdunkelt den Eingang. Er stieß dagegen, zog sein Seitengewehr und stieß zu. Ein Russe brach lautlos hin; er zwängte sich an dem Gefallenen vorbei, über den verschütteten Graben. Ein anderer will Zündhölzer anbrennen. Er schlägt ihm das aufflammende Holz aus der Hand, sieht dabei in einem struppigen Gesicht tückische Augen. Ein Schlag pfeift haarscharf an seiner Schulter vorbei und schlägt mit voller Wucht in die Erde. Er merkt es nicht. — Jetzt links, er rast in den Graben. Die Kugeln klatschen neben ihm in den Boden, eine pfeift haarscharf am Ohr vorbei, er stürmt vorwärts.

„Gerettet! — Gerettet, das Scherenfernrohr!"

Die deutsche Artillerie verlegte das Feuer auf den verlorenen Graben. In Rollsalven rasen Granaten heran.

Der Fähnrich spürt einen Schlag am Hinterkopf; die Füße werden ihm schwer. Bunte Lichter irren vor seinen Augen. Er kann nicht mehr weiter und fällt nach vorn.

„Mein Gott! — Das Scherenfernrohr!!" ...

Am nächsten Morgen brachte ein Gegenstoß den verlorenen Graben wieder in deutschen Besitz. Im Zulaufgraben fand man den Fähnrich Lucca, auf der Brust liegend, und unter ihm das Scherenfernrohr.

Mit erstarrten Händen hielt er es krampfhaft auf die Brust gepreßt.



Der Weltkrieg

Fünfzigstes Kapitel

Mit 6 Bildern

Seit Beginn der deutschen Frühjahrsoffensive ist nun der dritte gewaltige Streich gefallen. Zuerst kam der große deutsche Vorstoß zwischen Arras und La Fère, der seinen mächtigen Keil bis auf wenige Kilometer vor Amiens vorwärtstrieb und den strategischen Erfolg hatte, daß starke Teile der im Raum nördlich von Paris stehenden Operationsarmee des Generals Foch nunmehr an der Südfront jenes Keils — zwischen Chauny und Montdidier — festgelegt werden mußten, während der Rest von Amiens aus in nutzlosen Angriffen gegen die Front Arras—Montdidier sich verblutete. Dann folgte, nach einem geglückten Vorstoß des rechten Flügels der Armee v. Boehn südlich von La Fère, der am 10. April einsetzende Einbruch beiderseits der Lys, der die englischen Linien in Richtung auf Hazebrouck ausbeulte und das Industriegebiet von Béthune, die Stadt Arras und damit auch Ypern und die ganze nördliche Flandernfront des Gegners bedrohte. Während die feindliche Heeresleitung in Übereinstimmung mit den Militärkritikern der feindlichen Presse die nächste deutsche Offensive mit aller Bestimmtheit an der Flandernfront erwartete, erfolgte als große Überraschung der dritte und wuchtigste Streich: der Sieg der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz an der Aisne und ihr beispielloser Vormarsch.

Abermals stehen, seit Ende Mai 1918, deutsche Truppen an der Marne, wo im Spätherbst des Jahres 1914 der Siegeslauf der deutschen Heere zum Stillstand gekommen war, um dem Vordringen der russischen Dampfwalze im Osten ein Ziel zu setzen. Diese Aufgabe

wurde inzwischen mit einer Gründlichkeit erfüllt, von der sich die Gegner nach jener ersten Marneschlacht, in der Trunkenheit ihres vorzeitigen Siegestaumels, nichts träumen ließen. Nun hat die deutsche Heeresleitung dort wieder angeknüpft, wo die Fäden damals abgerissen werden mußten. Die Kämpfe begannen von neuem, mit frischen Kräften und unter anderen Bedingungen.

Am Morgen des 27. Mai begannen die Angriffe am Damenweg (Chemin des Dames) südlich von Laon. In kurzer Zeit war der langgestreckte Höhenrücken durch die Armee des Generals v. Boehn in seiner ganzen Ausdehnung erstürmt, und die deutschen Truppen standen alsbald im Kampf an der Aisne, nachdem die feindlichen Linien in über fünfzig Kilometer Breite und achtzehn Kilometer Tiefe bis über die dritte Stellung hinaus durchstoßen worden waren. Diese am ersten Kampftag erreichte Einbruchstiefe ist das Höchstmaß aller bisher in einer Durchbruchschlacht erzielten Erfolge. Ein Vergleich mit der Aisneschlacht Ende Oktober 1917 vermag dies am besten zu verdeutlichen. Damals konnten die Franzosen nach zehntägigen Kämpfen nur bis zu einer Höchsttiefe von kaum vier Kilometern vordringen. Ihr gesamter Geländegewinn, den sie zum Teil der freiwilligen ungestörten Rücknahme der deutschen Truppen am 1. November verdankten, betrug damals hundert Quadratkilometer; in der Maischlacht 1918 war es den Deutschen schon am Abend des ersten Kampftages gelungen, über vierhundert Quadratkilometer zu erobern. Am ersten Tage mußte der Feind 15 000 Gefangene und gewaltige Mengen Kriegsmaterial in den Händen des Siegers zurücklassen.

Der im bisherigen Verlauf der Kämpfe im Westen



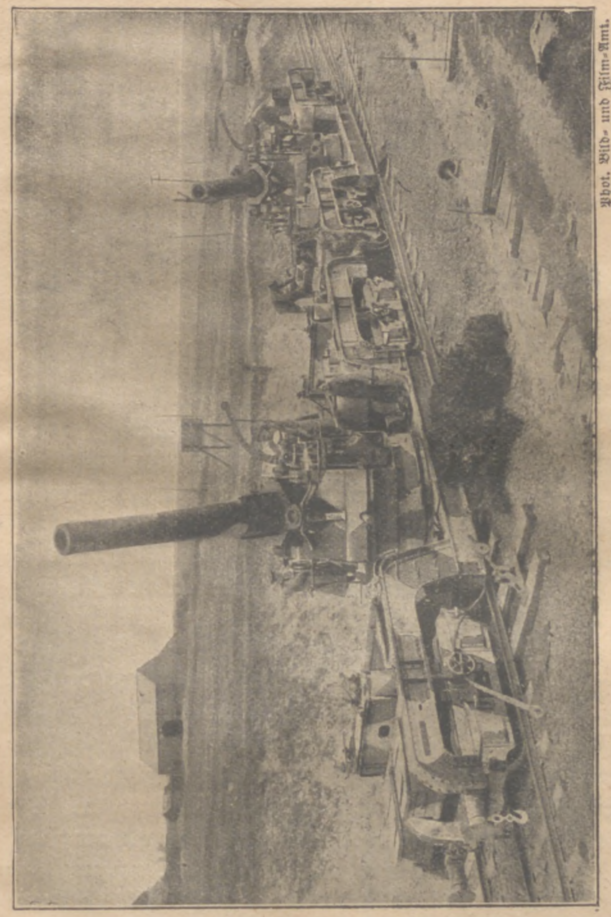
Phot. Bild- und Film-Amt.

Die Überquerung des Damenwegs.

vielgenannte und heißumstrittene Damenweg ist ein etwa fünfundzwanzig Kilometer langer, etwa achtzig Meter hoher Hügelrücken. Er steigt aus dem Flußtal der Ailette, das heute ein wüstes Trichterfeld ist, steil

empor, die umliegenden Höhen noch um etwa dreißig bis vierzig Meter überragend. Für die Franzosen war es demnach wichtig genug, für die Behauptung dieses strategisch höchst bedeutsamen Punktes alle Kräfte einzusetzen. Daß der Angriff der Deutschen trotz der ungeheuren Schwierigkeiten auf dem Vormarsch über den steilen Abhang und das Trichterfeld des Flußtales in so kurzer Zeit von vollem Erfolg gekrönt war, ist in erster Linie der Qualität ihrer Infanterie und ihrer Führung zu danken. Der deutsche Sieg am Chemin des Dames gestaltete sich für die Entente zu einer der schwersten Niederlagen des ganzen Feldzugs. Ihre Grundlagen waren bereits in den gewaltigen Schlägen geschaffen, mit denen das englische Heer in der „Großen Schlacht" bei Arras und in den Kämpfen bei Armentières und um den Kemmel getroffen worden war. Um die an diesen Stellen zerrissene englische Front wieder zusammenzuflicken, sah sich Foch genötigt, französische Reserven an der Somme und in Flandern einzusetzen, die nun in der überraschenden Durchbruchschlacht am Chemin des Dames fehlten. Die abgekämpften Engländer, die diese Stelle der Front übernommen hatten, konnten der Wucht des wohlvorbereiteten deutschen Angriffs nicht widerstehen.

Die deutsche Offensive schritt auch an den folgenden Schlachttagen an der ganzen Front zwischen Reims und Soissons siegreich weiter. Unaufhaltsam drang die Armee v. Boehn gegen die Marne vor, und die Armee v. Below verengte von Tag zu Tag die Einschnürung von Reims, dessen Nordwestforts am 30. Mai fielen, während brandenburgische Truppen am gleichen Tage S o i s s o n s nahmen. In den unwiderstehlichen Angriffen der deutschen Divisionen brach südlich der Vesle,


Phot. Bild- und Film-Amt.

Zwei erbeutete englische Langrohrgeschütze auf einem Schienenstrang im Westen.

die bereits in der Nacht zum 28. überschritten worden war, die in Bildung begriffene neue Front der Franzosen schmählich zusammen. Die Fühlung zwischen den einzelnen feindlichen Truppenteilen war völlig abge-

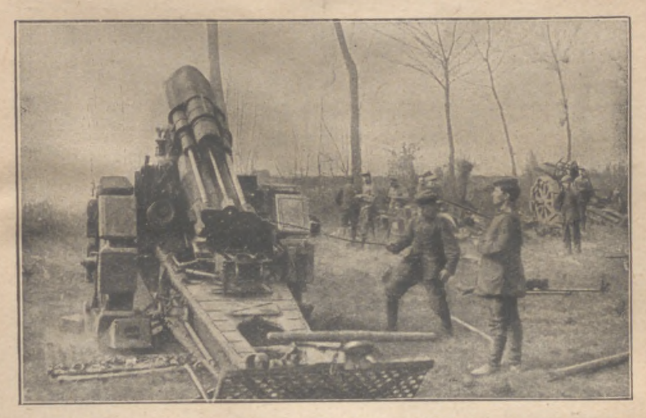
rissen. Jede Orientierung über die Nachbartruppen fehlte. Die großen Hoffnungen, die im Verband auf den einheitlichen Oberbefehl gesetzt worden waren, blieben unerfüllt. Mit zäher Kraft arbeitete sich der deutsche Angriff vorwärts. Schwere Kämpfe entspannen sich nach der Eroberung von Soissons im Westen und Südwesten der Stadt; sie führten zu keinem Erfolg für den Gegner, obwohl er Division auf Division ins Gefecht warf. Nach der Einnahme von Chateau-Thierry (am 4. Juni) und der Erstürmung Vermeuils verbreiterte sich der spitze Stoßkeil an der Marne zur breiten Kampflinie, und mit kaum verhülltem Schrecken verzeichnete die feindliche Berichterstattung die unheimlichen Fortschritte der Deutschen; liegt doch Chateau-Thierry auf halbem Wege zwischen dem Chemin des Dames und Paris! Die feindlichen Blätter mußten zugeben, daß der Kampf an der Marne, Aisne und Oise höchst kritisch geworden sei, zumal auch die bis dahin ruhig gebliebene Front zwischen Soissons und Noyon in Bewegung geraten war. Der deutsche Angriff bog nach Westen um: Noyon stand alsbald im Mittelpunkt heißer Kämpfe. Nach zweitägigem Ringen (vom 10. auf den 11. Juni) hatte die Armee des Generals v. Hutier das Höhengelände südwestlich der Stadt erobert und war über die Linie Montdidier—Noyon vorgedrungen. Aus diesem Vorstoß entwickelte sich eine mehrtägige große Schlacht, in deren



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

General der Infanterie v. Boehn.

Verlauf starke französische Gegenangriffe verlustreich zusammenbrachen. Die deutschen Stellungen bildeten hier einen rechten Winkel, dessen nördlichen Schenkel die Armee Hutier und dessen östlichen die Armee Boehn bildete, während die Franzosen befestigte Stellungen mit der Front nach Osten eingenommen hatten. Der erfolgreiche Vorstoß der Armee Hutier zwischen Mont-



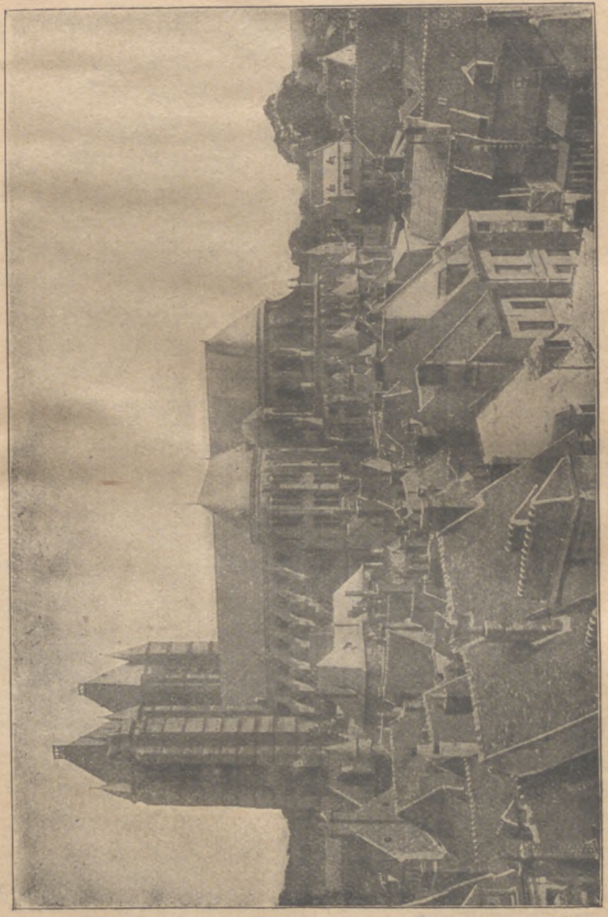
Eine Batterie deutscher 21-Zentimeter-Mörser im Feuer.

didier und Noyon traf Flanke und Rücken der französischen Zentralstellung bei Compiègne mit empfindlicher Wucht.

Obgleich der Feind immer neue Divisionen zu Gegenangriffen heranführte, stand das Ergebnis der siegreichen, weitausgreifenden Aktion der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz bereits unumstößlich fest: sie hatte die Auflösung und völlige Zersplitterung der Fochschen Manövrierarmee herbeigeführt, und damit war zugleich das eigentliche Ziel der deutschen Heeresleitung — die Vernichtung der feindlichen Kampf-

kraft — der Verwirklichung um einen bedeutenden Schritt nähergerückt. Bis zum 12. Juni hatte sich die Zahl der Gefangenen, die den Verbandsarmeen seit dem 21. März von den Deutschen abgenommen worden waren, auf über 208 000, die Zahl der erbeuteten Geschütze auf über 2400 erhöht. Der Geländegewinn seit diesem Tage betrug 6566 Quadratkilometer, wobei aber der Zuwachs aus dem erfolgreichen Angriff zwischen Montdidier und Noyon nicht inbegriffen ist. Das gesamte auf über 270 Kilometer eingebaute Stellungsmaterial an der Angriffsfront ist mit ungezählten Munitionslagern, Depots und Bahnen den Verbandsmächten verloren gegangen. Ungeheuer sind ihre blutigen Verluste, während anderseits selbst der tendenziöse Frontberichterstatter der „Daily Mail" einräumen muß, daß die Deutschen in glänzender Weise das Problem größten Vorwärtsdringens bei relativ geringen Verlusten gelöst hätten.

In ihrer Bedrängnis vertröstet die Entente ihre Völker, um sie zu weiterem Aushalten und nutzlosem Blutvergießen emporzupeitschen, auf die Hilfe Amerikas. In Wahrheit konnte sie bisher noch nirgends eine nennenswerte Entlastung der Ententetruppen bewirken. Und daß diese in absehbarer Zeit nicht eintreten wird, dafür werden die deutschen U-Boote an der Ostküste der Vereinigten Staaten sorgen. Eine größere Anzahl amerikanischer Schiffe wurde von ihnen versenkt; über den Hafen von Neuyork mußte infolge der U-Boots-Gefahr die Kriegsperre verhängt werden. Die Bäume des neu-amerikanischen Militarismus werden nicht in den Himmel wachsen, wenn auch nicht verkannt werden soll, daß die Union fieberhafte



Blick auf die Kathedrale von Noyon vom Rathausturm aus.

Kriegsrüstungen betreibt; mehr als die Hälfte der gesamten nationalen Einkünfte wird zurzeit für den Ausbau des amerikanischen Heeres und der amerikanischen Flotte verwendet. Doch ganz abgesehen davon, daß

Amerika tatsächlich weniger gegen Deutschland als gegen Japan rüstet — von der Aufstellung eines Millionenheeres bis zu seiner Landung an der französischen Küste ist noch ein weiter Weg. Für ihre Kampfmüdigkeit liefern Aussagen amerikanischer Gefangener unzweifelhafte Belege. Es ist bekannt, wie schlecht es bisher mit der amerikanischen Militärdisziplin bestellt war. Von dem kleinen Friedensheer von kaum 100 000 Mann desertierte jährlich der fünfte Teil. Sicherlich werden sich diese Verhältnisse unter der Herrschaft der allgemeinen Wehrpflicht bessern; aber der disziplinlose Geist eines Heeres ändert sich nicht von heute auf morgen, und auch die zur Führung nötigen Offiziere lassen sich nicht über Nacht aus dem Boden stampfen. Die Generale der Miliz waren vielfach Zivilisten, die wegen irgendwelcher Verdienste um ihre Gemeinde mit diesem militärischen Titel geschmückt wurden, ohne von militärischen Angelegenheiten eine Ahnung zu haben. Als der Krieg mit Mexiko drohte, traten achtundsiebzig Generale und Obersten der kalifornischen Miliz freiwillig als Gemeine in das stehende Heer ein, um sich während einiger Wochen Dienstzeit wenigstens die Grundbegriffe des Kriegshandwerks anzueignen. In der amerikanischen Flotte fehlt es, aller Dienstpflicht zum Trotz, an brauchbarer Mannschaft. Dazu kommt, daß die Moral der amerikanischen Seeleute auf ziemlich tiefer Stufe steht. Im Jahre 1910 betrug die Zahl der Aburteilungen von Matrosen vor dem amerikanischen Kriegsgericht nicht weniger als 1343. Mit solchem Menschenmaterial lassen sich keine siegreichen Kriege führen. Die einzige Hilfe, die Amerika seinen Verbündeten gewähren kann, liegt auf dem Felde der Wirtschaftspolitik. Die ameri-

kanische Ausfuhr — nicht nur an Munition, sondern auch an Rohstoffen und Lebensmitteln — nach den Ländern der Entente steigerte sich während des Krieges gewaltig, und wir werden mit dieser Lage der Dinge auch nach dem Kriege zu rechnen haben. Unsere Abwehr des drohenden Wirtschaftskrieges muß im Ausbau eines geschlossenen, nach außen möglichst unabhängigen europäischen Wirtschaftsgebiets und in der Verlegung des Schwergewichts unserer Handelsbeziehungen von der Atlantis nach dem Osten und Südosten bestehen.

„Deutschland ist vogelfrei unter den Völkern, und wenn es nicht für seine Verbrechen bestraft wird, wird die ganze Welt gefährdet sein.“ Der heute so spricht, ist derselbe Teddy Roosevelt, der einmal auf deutschem Boden sagte: „Ich wünsche Deutschland Gutes. Ich glaube an Sie und Ihre Zukunft, und ich bewundere die außerordentliche Größe und Mannigfaltigkeit Ihrer Leistungen.“ Das war damals, als er in Berlin den Doktorhut bekam ...

Bis zur endgültigen Verwirklichung ihrer Vernichtungspläne begnügt sich die große Union damit, ihr Mütchen an den wehrlosen Deutschen in Amerika zu kühlen, die in der Tat heute so gut wie vogelfrei sind. In größeren Städten ist es ein tägliches Vorkommnis, daß Leute wegen beifälliger Äußerungen über Deutschland oder Österreich zu vielen Monaten Gefängnis verurteilt werden; die Verhaftung wird meist von Bürgern vorgenommen, wozu sie nach einer Gerichtsentscheidung befugt sind! Im Westen des Landes kommen fast täglich Fälle des „Teerens und Federns“ vor als Rache für Unterhaltungen Deutscher über Nachrichten aus dem alten Vaterland. Der deutsche Unterricht ist in Neuyork und in mehreren anderen

Staaten verboten! Aus den Schulbüchern werden die Blätter herausgeschnitten, die ein lobendes Wort über Deutschland oder ein mißfälliges über England enthalten. Die Ächtung deutscher Waren breitet sich rasch aus, besonders unter den Frauen. Das sind die Kampfmittel im Lande der „Freiheit"!

Gleichwohl wagt es Wilson, die Führerrolle unter den Verbandsgenossen für sich in Anspruch zu nehmen. Ein amerikanisches Blatt, die „New York Times", untersucht in einem Rückblick auf das erste amerikanische Kriegsjahr die Gründe, weshalb sich die Verbündeten diesen Anspruch trotz der unbedeutenden militärischen Leistungen Amerikas so ruhig gefallen lassen, und kommt dabei zu dem Schluß, daß sie es nicht aus innerem Antrieb tun, sondern weil sie müssen. „England und Frankreich," sagt das Blatt, „fügen sich unserer Führung, nicht weil Wilsons Ideen ihnen richtig erscheinen, sondern weil sie ohne unsere Hilfe verhungern würden. Es ist eine Tatsache und eine bedauerliche Tatsache nicht nur für England, sondern auch für die übrige Welt, daß England keine Lebensmittel erhalten könnte, wenn es morgen mit uns brechen würde. Die Schiffsraumfrage ist heute so, daß England aus anderen Teilen der Welt, wenn wir nicht wollen, weder Brot noch Fleisch bekommen könnte. Keine Nation sollte sich in eine solche Lage bringen lassen." Die „New York Times" sind ein durchaus englisch fühlendes Blatt. Man muß ihm also schon glauben, wenn es hier zwischen den Zeilen ausspricht, daß die „Herrin der Meere" durch die Wirksamkeit unserer Unterseeboote zum Sklaven Amerikas geworden ist.

Um so mehr muß England darauf bedacht sein, sich von seinen früheren Verbindungswegen diejenigen

zu sichern, die bisher noch nicht in deutsche Hand gerieten. Dazu gehört die durch die Murmanbahn ermöglichte Verbindung mit dem Osten. England bemüht sich, die Murmanküste in eine britische Kolonie umzuwandeln, obgleich Rußland dieses Gebiet, das dem Besitzer den Zugang zum Nördlichen Eismeer sichert, wiederholt der finnischen Regierung zugesprochen hat. Gelegentlich der teilweisen Revision des Brest-Litowsker Friedens soll auch diese Frage, an der Deutschland stark interessiert ist, zum Austrag kommen.



Phot. Bild- und Film-Amt.

Der ukrainische Hetman Pawel Petrowitsch Skoropadski.

In den übrigen Randländern des ehemaligen Rußland schreitet inzwischen der Prozeß der Staatenbildung unaufhörlich fort, ohne daß bisher von einer endgültigen Befestigung der neuen politischen Verhältnisse und Formen die Rede sein könnte. Die Transkaukasische Republik, die zunächst durch das transkaukasische Parlament in Tiflis vertreten war, löste sich auf; an ihre Stelle trat die Republik Georgien,

deren Landtag die Unabhängigkeit Georgiens proklamierte. Vertreter Georgiens nahmen in Berlin mit der deutschen Reichsregierung Fühlung. Eine Abordnung von Donkosaken überreichte dem deutschen und dem österreichisch-ungarischen Vertreter in Kiew eine Erklärung über die Gründung einer Donkosakenrepublik.

Von den übrigen Nachrichten aus dem Bereich des einstigen Rußland sind noch die Meldungen über das Treiben der tschecho-slowakischen Truppen bedeutsam, deren Hauptkräfte, etwa 15 000 Mann stark, unter dem Schutze der Verbandstaaten England, Frankreich, Italien einen hartnäckigen Krieg gegen die Sowjetregierung führen.

Nachträglich erfährt man, daß das Auftreten der Tschecho-Slowaken den Anlaß zur Verhängung des Kriegszustandes über Moskau gegeben hatte. Es handelt sich hier um jene ehemals österreichisch-ungarischen Soldaten, die während der Kämpfe an der Ostfront, größtenteils wohl freiwillig, zum Feinde übergegangen waren und sich als eigene Verbände dem russischen Heere angeschlossen hatten. Die Verbandsvertreter in Moskau hatten an die Sowjetregierung das Ansinnen gestellt, diesen Truppen den Abzug aus Rußland mit Waffen und Gerät zu gestatten, um ihnen den Anschluß an die Heere des Verbands zu ermöglichen. Die Regierung in Moskau lehnte diese Zumutung ab, entwaffnete die tschecho-slowakischen Truppen und zeigte damit, daß es ihr ernsthaft um die Wahrung der Neutralität zu tun ist.



Mannigfaltiges

Ein Kerl, der Schuhnägel vertragen konnte. — Auch in unserer Zeit wurden Menschen mit auffallender Verdauungskraft beobachtet und von Naturforschern und Ärzten auf die Abnormität ihrer Organe untersucht. Kein Fall aber war so merkwürdig wie der des 1754 in der Nähe von Paris geborenen Jacques Falaise, der sich zuletzt auf dem Théâtre Comte für Geld sehen ließ. Nach den genauesten Untersuchungen fanden die Gelehrten an seinen Verdauungsorganen keine merkliche Verschiedenheit von denen gewöhnlicher Menschen; nur sein Schlund wurde etwas weiter befunden als bei anderen und zeigte sich größerer Ausdehnbarkeit fähig. Jacques Falaise entdeckte seine außergewöhnlichen Naturanlagen ganz zufällig bei einer Hochzeitsfeier. Man trieb ein Gesellschaftsspiel, bei dem irgend etwas entwendet und versteckt werden mußte, so daß es nicht leicht wieder zu erlangen war. Jacques brachte ein Schmuckstück der jungen Frau, eine Kette, an der ein Medaillon hing, an sich und steckte es in den Mund. Dabei war er beobachtet worden. Als man verlangte, er solle sprechen, um zu zeigen, daß er es nicht im Mund habe, schluckte er seinen Fang hinunter. Alle glaubten, er würde daran zugrunde gehen; aber Jacques arbeitete wie gewöhnlich am nächsten Tage im Steinbruch und brachte am Abend den Schmuck zum größten Staunen aller Dorfleute zurück. Von da an verschluckte er zum Gaudium der Bauern Schlüssel, Kreuze und Ringe, die alle durch seinen Schlund in den Magen wanderten. Einmal schlang er eine kleine Tabakspfeife hinunter; Spielkarten schluckte er ganz wie sie waren, ohne sie lange im Mund durch Speichel zu erweichen oder mit den Zähnen zu zerknittern. Bald versuchte er es auch mit — lebendigen Tieren mit dem besten Erfolg. Weiße Mäuse verschluckte er mit Haut und Haaren, ohne daß es ihm jemals schadete; nur ein paarmal wurde er in die Lippen gebissen, als er die widerspenstigen Geschöpfe zum Mund brachte. Er machte dieses „Kunststück" aber auch mit — Sperlingen! Der gemeine Spatz hat für seine Größe einen sehr starken Schnabel, auch besitzt er kräftige Krallen an den Füßen, so daß man ihn sehr fest halten muß, wenn man ihn erhascht. Aber auch damit wurde Jacques fertig,

so gut wie mit Blindschleichen, kleineren Aalen und lebendigen — Krebsen! Manchmal fühlte er nach einer Viertelstunde, wenn er Tiere der letztgenannten Art verschluckt hatte, daß sie sich in seinem Magen noch bewegten. Wenn es ihm zu lange dauerte, bis ein Tierchen, das er lebendig verschlungen, sich nicht mehr rührte, so goß er ein großes Glas Branntwein hinter die Kehle. Darauf wurde es bald ruhig im Magen, und die Verdauung ging ungestört vor sich. Falaise hatte weder Zwang noch Ekel zu überwinden, um alles mögliche Kleingetier, darunter Molche, Eidechsen, Frösche und Käfer zu sich zu nehmen. Er brauchte keinerlei Vorsichtsmaßregeln, keine Mittel, um sich zu „stärken", oder sonstwie seiner Natur zu Hilfe zu kommen. Er war durchaus kein Vielfraß und erhielt sich seine Kunstfertigkeit durch Mäßigkeit im Essen und Trinken. Er ging täglich spazieren und führte ein geordnetes, regelmäßiges Leben. Seine Fähigkeiten, die unglaublichsten Gegenstände zu schlucken und manchmal vierundzwanzig Stunden bei sich zu behalten, steigerten sich durch fortgesetzte Übung im Lauf der Jahre ganz erstaunlich. Im Alter von sechsundvierzig Jahren zeigte ihm bei einer Schaustellung ein Engländer eine — Taschenuhr und wollte wissen, ob Falaise auch damit fertig würde. Kurz entschlossen nahm Jacques die Uhr in den Mund und schluckte sie samt der goldenen Kette und einigen Anhängseln hinunter. Uhr und Kette blieben ihm als Geschenk für seine erstaunliche Kunstfertigkeit. An einem Tag sollten ihm alle Fünffrankenstücke gehören, die er zu verschlingen vermochte; zum Schrecken aller Zuschauer brachte Falaise es auf dreißig Stück! Eine gute „Tageseinnahme" im buchstäblichen Sinne des Wortes.

Daß es sich in diesem abnormen Falle nicht um gewöhnliche, auf Täuschung berechnete Handgeschicklichkeiten eines Taschenspielers drehte, bezeugt eine Reihe gelehrter Männer durch ihre Namen. Auch der seinerzeit berühmte deutsche Professor Voigt in Jena erwähnte die erstaunliche Anlage des allesverschlingenden Franzosen in seinem Lehrbuch der Zoologie. A. Ebe.

Alkoholiker im Tierreich. — Auf Reliefs und Bildwerken der Griechen sieht man im Gefolge des weinseligen Bacchus

den Panther. Bei Avianus, dem römischen Historiker, heißt es: Um die Panther und Löwen für den kaiserlichen Zirkus einzufangen, bedienen sich die Jäger eines sehr einfachen Mittels; sie suchen ein Quellbecken im Wüstensand auf und gießen zwanzig doppelhenklige Krüge alten Falernerweins in das spärliche Wasser. Darauf legen sie sich in der Nähe auf die Lauer. Steht die Sonne hoch am Himmel, so kommen die Räuber der Wüste aus weiter Ferne und trinken begierig aus dem vergifteten Brunnen, springen und tanzen darauf wie toll umher, ermüden dann plötzlich, gähnen, legen sich mit gestreckten Gliedern in den Sand und beginnen zu schlafen wie tot. In diesem Zustand können die Jäger sie mühelos fesseln und fortschaffen.

Heute fängt man auf ähnliche Weise die Affen für die Tiergärten. Die Neger stellen am Rande des tropischen Waldes ein Faß Bier auf, dessen Deckel sie vorher eingeschlagen haben. Bald kommen die Affen heran und betrinken sich derart, daß sie einen Neger nicht mehr von ihresgleichen unterscheiden können. Der Neger geht hin, nimmt einen der Säufer unter den Arm und macht sich davon; andere Jagdgenossen fallen über die anderen her und sperren die betrunkenen Vierhänder in Bambuskäfige.

Bierliebhaber gibt es noch mehr unter den Tieren. Unter den Studentenhunden finden sich sogar Bierkenner. In Jena war einst ein Korpsbernhardiner, der Bayrischbier mit Wonne schleckte; das Lichtenhainer aber rührte er nicht an, und wenn ihm ein schlechter Korpsbruder auch nur ein paar Tropfen Lichtenhainer ins edle Bayrische goß, wandte er sich mit Verachtung davon ab. Zu seiner Zeit war dieser vierfüßige Bierkenner eine Berühmtheit. Weniger begabte Studentenhunde begnügen sich mit dem Tropfbier unterm Faßhahn, was ihnen aber meist schlecht bekommt. Der Alkohol zerrüttet das Nervensystem und verdirbt den Charakter der Tiere; durch seine Einwirkung verwandeln sich anhängliche und gutartige Geschöpfe in bösartige, launische Wesen. Nicht besser ergeht es den Brauereipferden, die mit Maische gefüttert werden und sich dadurch eine wahre Leidenschaft für Bier angewöhnen. Gerne

leisten sich Bierführer und Gäste den Scherz, die Pferde Bier saufen zu sehen. Nicht selten gehen solche „Trinker" aus dem Tierreich am Delirium tremens zugrunde.

In Montana sah ich einen halbgezähmten Grislybären, den der Wirt einer Goldgräberkneipe zur Unterhaltung seiner Gäste hielt. Das Vergnügen bestand darin, festzustellen, wieviel Flaschen Bier der Bär austrinken könne, ohne berauscht zu werden. Der Bär leerte mitunter dreißig Flaschen hintereinander; dabei stand er aufrecht, nahm die gereichte Flasche mit den Vordertatzen in Empfang, öffnete den Verschluß mit den Zähnen, setzte an und goß den Inhalt jeder Flasche auf einen Zug hinunter. Dazwischen grunzte er vor Vergnügen. Er wurde aber zum Verdruß der Gäste nie sinnlos berauscht und hätte wahrscheinlich noch viel mehr Bier zu sich genommen, wenn nicht die Freigebigkeit des Publikums vor seiner Trinkfestigkeit erlahmt wäre. Gelegentlich vertilgte er auch Whisky.

Für Whisky schwärmen besonders die Ratten. Es mag eine eigentümliche Erscheinung gewesen sein, als in Rochester ein Whiskylager in Brand geriet und Hunderte von Hafen- und Kanalratten mit allen Anzeichen der Trunkenheit hilflos durch die Straßen torkelten. Ein Weinhändler versicherte mir, daß er es sofort an dem Gequieke und Pfeifen der Mäuse und Ratten im Keller höre, wenn eine Flasche geplatzt sei. Die Tiere gebärden sich dann wie toll.

Dem Elefanten eines zoologischen Gartens wurde einmal Branntwein gereicht, als er sich den Magen verdorben hatte. Seitdem stellte er sich häufig krank, um wieder „Feuerwasser" zu bekommen. Einmal bat ich den Wärter, dem scheinbar Kranken seinen Wunsch zu erfüllen. Als der Dickhäuter die wohlbekannte Flasche sah, fiel er gleich aus der Rolle und trompetete laut vor Vergnügen. Mit dem Rüssel nahm er die Flasche in Empfang, führte sie zum Maul und trank sie leer, dann reichte er sie mit trauriger Miene wieder zurück. „Sehen Sie, nun ist er schon wieder schwer krank," sagte der Wärter. Der Wärter zeigte mir auch einen vollständig entarteten alten Kakadu, der keine Feder mehr auf dem Leib hatte, und erzählte, daß dieser Vogel

früher von den Besuchern des Gartens häufig Kognak erhalten habe; wenn er betrunken war, gebärdete er sich wie ein Komiker, sträubte den gelben Schopf und stieß gellende Pfiffe aus. Durch das Trinken sei er nun so erbärmlich heruntergekommen.

Unter dem nutzbaren Federvieh sind Gänse und Enten, vor allem aber der Truthahn Alkoholfreunde. Oft kann man beobachten, daß Truthähne in Wirtschaftsgärten in Wein getauchte Brotstücke zugeworfen erhalten, die sie gierig verschlucken. Nach wenigen Brocken schon sind die Tiere berauscht oder wenigstens „begeistert", was sie durch groteske Hoch- und Seitensprünge, Radschlagen, langanhaltendes Kollern und wilde Dreh- und Trippeltänze kundtun. Am Tag darauf folgt jedoch ein regelrechter Katzenjammer.

Auch unter den Insekten finden sich Alkoholiker. Hirschkäfer und Goldkäfer erlaben sich am Saft der Eichen, Birken und Pappeln, der durch Fadenpilze zur Alkohollösung vergärt. Ist irgendwo ein Tropfen Wein verschüttet worden, so sitzen noch in derselben Minute die Wespen daneben. Erst eine, die dem kostbaren Tropfen am nächsten war, dann drei, vier, sechs; man kann sie durchs Fenster heranpirschen sehen. Wie schwach ist doch der Geruchsinn eines Vorstehhundes gegenüber dem der Wespen und gar dem der Schmetterlinge und Nachtfalter. Die Schmetterlingsammler machen sich diese Fähigkeit und die damit verbundene Neigung der Insekten für Alkohol zunutze, indem sie Fangbecher mit Alkoholködern aufhängen. Es ist nachgewiesen worden, daß in solchen Bechern oft seltene Exemplare gefangen wurden, die in der betreffenden Gegend auf große Entfernungen noch nie angetroffen worden waren. Der Bienenzüchter ist freilich weniger erfreut über die Alkoholliebe seiner Völker. Im Herbst zur Weinkelterzeit verliert er dabei manche gute Honigträgerin, die an den Traubentresterhaufen zuviel des Guten tat. Man machte an Bienen die Wahrnehmung, daß sie nach einer solchen Orgie die Ortskenntnis stets völlig verloren. Bringt man den beflügelten Trinker nicht nach dem heimatlichen Korb, so fällt er dem nächsten Vogel zum Opfer. Einer Bedingung unterliegt die Alkoholliebe der

Insekten aber doch: das Gift muß süß sein. Traubensaft, Apfeläther, süßer Wein, Birkensirup lieben sie, niemals aber Bier oder sauren Wein. W. W. Bechtle.

Europas größte Quelle. — Auf dem hannoverschen Untereichsfelde, unmittelbar beim Dorfe Rhumspringe, kommt die Rhume zutage. Die Rhumequelle — im Volksmunde Rhumesprung genannt — ist die größte Quelle nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa. Nach den neuesten Berechnungen liefert sie in jeder Sekunde 45 Hektoliter Wasser, demnach in der Minute 2700, in der Stund^ 162 000 und täglich 3 888 000 Hektoliter. Auf dem Eichsfelde pflegt man die Stärke der Quelle dadurch zu veranschaulichen, daß man sagt: „Die Quelle der Rhume ist so groß, daß sie gleich eine Mühle mit drei Gängen treibt," obgleich die gemeinte Mühle am Eingang des Dorfes schon längst nicht mehr vorhanden ist; an ihrer Stelle befindet sich eine Holzschleiferei. Die Rhume ist mit einem gewöhnlichen Mühlenbache, der mühsam eine oberschlächtige Mühle mit nur einem Mahlgang treibt, nicht zu vergleichen; solcher Mühlen mit einem oberschlächtigen Mahlgang und einem haushohen Wasserrade würde die Ruhme bei gehöriger Verteilung des Wassers hundert nebeneinander treiben können.

Die Quelle liegt ungefähr acht Minuten nordöstlich vom Dorf Rhumspringe, unmittelbar hinter der Hertwigschen Papier- und Pappfabrik. Sie stellt sich dem Beschauer dar als brunnenklarer Teich, der die Form eines Dreiecks hat und durch einen schmalen Damm in zwei ungleiche Hälften geteilt ist. Die kleinere, der genannten Fabrik zunächst liegende Hälfte, hat einen Umfang von 130 Metern und eine Tiefe von 4 bis 7 Metern; sie enthält die Hauptquelle und bildet den eigentlichen Quellkessel des Rhumesprunges. Das Wasser tritt in bestimmten Zwischenräumen aus drei großen und vielen kleinen Sprungröhren stoßweise, aber geräuschlos hervor, bildet auf der Oberfläche kreisförmig verlaufende Wellen und wälzt sich alsdann, neu aufsteigenden Wasserwülsten Platz machend, in das nahe Bett der Rhume. Man wird nicht müde, dem Aufquellen des Wassers und dem reizenden Spiele, das die Fluten mit den



Phot. J. Sonnevo.

Europas größte Quelle: Der Rhumesprung.

Wasserpflanzen treiben, zuzusehen, und man bedauert nur, daß nicht auch das unmittelbare Hervorbrechen der Hauptquellen wahrzunehmen ist. Letzteres ist aus dem Grunde nicht möglich, weil der ganze Boden des Kessels von einem dicken, aus Moosen, Flechten und Gräsern gebildeten Teppich überzogen ist, der so dicht hält, daß er die größten Wassermassen durchläßt, ohne daß sein Gewebe eine Störung erleidet. Bei einer Anzahl kleinerer Quellen in dem flachen Nebenteiche, welcher den Hauptkessel umschließt, ist das unmittelbare Hervortreten des Wassers aus der Erde deutlich zu beobachten. Außer den erwähnten Haupt-, Neben- und den sichtbaren kleinen Quellen scheinen noch viele ganz kleine und Sickerquellen im Rhumesprung zu sein, was man daraus schließen darf, daß an verschiedenen Stellen zuweilen eine Menge großer und kleiner Blasen bald einzeln, bald in Perlenreihen emporsteigt.

Das Wasser der Quelle ist so klar und durchsichtig, daß man fast in jeder Tiefe die Art der Wasserpflanzen zu unterscheiden vermag; man sieht sie einzeln und in Menge sich hin und her bewegen, je nachdem sie von dem aufquellenden Wasser dazu veranlaßt werden. Einen eigenartigen Anblick bietet dies unaufhörliche Wogen des Teppichs.

Neben der außerordentlichen Klarheit ist dem Wasser der Rhumequelle eine besondere Frische im Sommer und eine gewisse Wärme im Winter eigen. Wenn alle Quellen, Bäche und Flüsse, alle Teiche und Seen nah und fern zugefroren sind und alle Mühlen stillstehen, bleibt die Rhumequelle selbst bei den höchsten Kältegraden offen.

Die Quelle springt ebenmäßig fort und zeigt jahraus, jahrein denselben Wasserstand; selbst in Zeiten größter Trockenheit, wo viele Bäche samt ihren Quellen versiegen, tritt im Rhumekessel keine merkliche Verminderung des Ergusses ein.

Wer die Rhumequelle von der großen Brücke in Rhumspringe zum ersten Male erblickt, vermag nicht zu glauben, daß sie erst einen Lauf von acht Minuten hinter sich hat. Bei Rhumspringe wendet sich die Rhume aus südwestlicher Richtung nach Nordwesten und ergießt sich nach einem nur fünfstündigen

Laufe, der über Rüdershausen, Gieboldehausen, Bilshausen, Lindau und Katlenburg geht, hinter Northeim in Hannover in die Leine, welcher sie, obwohl bedeutend schöner und wasserreicher als diese, leider ihren Namen opfern muß. Daß man dem Rhumequell keine größere Aufmerksamkeit schenkt, rührt davon her, daß ihre Wassermassen sich so bald in die Leine ergießen. Alexander v. Humboldt besuchte die Quelle, bewunderte und beschrieb sie; allgemein bekannt ist indes ihr Name bis zur Stunde in Deutschland nicht. Wäre der Rhume ein so weiter Lauf beschieden wie dem Rhein, der Donau, dem Nil, dem Mississippi oder dem Amazonenstrom, gewiß würden die Touristen in Menge herbeiströmen. Man würde in die Welt hineinrufen: „Solch ein König der Flüsse mußte auch einen so erhabenen Ursprung haben!“ Jos. Gottlieb.

Zungenentgleisungen und Geistesgegenwart auf der Bühne. — Nicht jeder Bühnenkünstler ist zu allen Zeiten Herr seiner Nerven; wenn an einem schlimmen Abend eine Rolle nicht gut studiert ist und alle Hoffnung auf den Souffleur gesetzt werden muß, dann liegt oft genug die Gefahr nahe, in Verwirrung zu geraten und sich bloßzustellen. Aber auch die begabtesten Bühnenmitglieder werden zuweilen durch Äußerlichkeiten, Gemütsstimmungen oder unerwartete, zufällige und absonderliche Umstände befangen und verlegen, und das Unglaubliche wird Ereignis; sie fallen aus der Rolle. So kann es geschehen, daß in der Erregung Dinge gesprochen und gesungen werden, die weder in einer Dichtung noch in einem Textbuch zu finden sind. Die Mimen teilen in solch peinlichen Lagen das Los der Redner, die, sich nicht sattelfest fühlend, die tollsten Sachen zusammenschwatzen oder, den Faden ihres Vortrages verlierend, ein Durcheinander zum besten geben, das die Hörer am Verstand des Sprechers zweifeln läßt. Auf solche Weise entstehen zuweilen Versprechungen von urkomischer und höchst drastischer Wirkung, die manchmal noch mehr Eindruck erzielen, als die Worte des Dichters, ja mehr, als es diesem wohl lieb ist. Doch nicht allein rebellische Nerven oder flüchtiges Einlernen der Rolle und ähnliche Veranlassungen erzeugen Lampenfieber

und in Verbindung damit die belustigendsten Versprechungen: wenn der Vortragende nicht der getreue Dolmetsch der Gedanken des Dichters ist und nur mechanisch drauf los deklamiert, kann es geschehen, daß die unglaublichsten Verstümmelungen einer Rolle vorkommen.

Ein angehender Schauspieler, der bis dahin nur stumme Rollen gespielt hatte, machte in einer Vorstellung der „Räuber" den Schwarz. An der Stelle, wo er zu Moor sagen sollte: „Komm, wir wollen uns in den böhmischen Wäldern niederlassen und dort eine Räuberbande errichten," fuhr ihn Moor hart an mit den Worten: „Kerl, wer blies dir das Wort ein . . ." Der erschrockene Schauspieler deutete auf den Souffleur und antwortete laut: „Der da unten!"

Eine Künstlerin sollte in ihrer Rolle sagen: „Gott im Himmel, gib mir Kraft zum Tragen!" — Aber in ihrem Pathos und feierlichem Ausdrucke versprach sie sich und sagte: „Gott im Himmel, gib mir Taft zum Kragen!"

In der Szene in „Abällino", in der sich die fünf Verschworenen besprechen und die Rede von Ferdardo ist, hat einer zu sagen: „Er kam als Verbannter, floh nach Venedig." Der gedankenlose Künstler sprach kühn drauf los: „Er kam als verbannter Floh nach Venedig!"

Eine Schauspielerin blieb stecken, und es trat eine peinliche Pause ein. Wütend darüber rief der Direktor aus den Kulissen: „Extemporieren Sie einige Worte, und gehen Sie ab!" Mit einem Knicks wandte sich die total Verwirrte an das Publikum und sprach: „Ich extemporiere einige Worte und gehe ab!"

Ein Schauspieler, der es nicht weiter gebracht hatte als zum Überbringen kurzer Meldungen, war auch hiermit in neuen Stücken nicht sehr glücklich. Einst hatte er die Worte zu sagen: „Mein Lord, der Graf Vellini ist gefangen worden." — „Falsch!" rief der Souffleur. — „Falsch!" sprach der erschrockene Bland ihm nach und setzte hinzu: „Er ist enthauptet worden!" — „Entflohen, entflohen!" schrie der Souffleur. — „Und so ist er entflohen!" schloß Bland seine unglaubliche Meldung.

Als Folgen von Verwirrung auf der Bühne kann es auch

zu Handlungen kommen, welche die peinliche Lage eines Mimen nur zu deutlich verraten. Die Grazer Künstlerin Yerta v. Pistor trat zum ersten Male in ihrem sechzehnten Lebensjahre in der Hauptstadt Steiermarks als „Abigail“ in Scribes „Ein Glas Wasser“ auf. Drei Akte hatte sie glücklich überstanden; der Vorhang hob sich zum vierten Male, und in der letzten Szene begann das Unheil. Der französische Gesandte, Marquis v. Torcy, wird eingeführt, der Spieltisch arrangiert, die Königin ersucht die Herzogin von Marlborough um ein „Glas Wasser“; diese zögert betroffen. Königin: „Nun, Mylady, haben Sie mich verstanden?“ — Darauf bietet die Marlborough, aufs höchste verletzt durch eine derartige Zumutung, mit zitternder Hand das „Glas Wasser“ der Königin dar, das aber vom Tablett herabgleitet und auf das Kleid der Königin fällt. — Königin: „Ach, Sie sind so ungeschickt!“ — Kaum hörte die Grazer Debütantin diese Worte, als sie, den Schein für Wirklichkeit nehmend, wie ein Blitz der Gedanke durchschoß: diese Ungeschicklichkeit mußt du wieder gutmachen! Sie eilt zur Königin, kniet nieder, ergreift das Glas und stellt es mit demütiger Gebärde auf ein Tablett, leise Worte der Entschuldigung stammelnd! — Was nun folgte? Wer die Situation kennt, kann sich's lebhaft denken! Die Königin war wie vom Donner gerührt, der Hof verblüfft, die Parlamentsmitglieder sprachlos, der Souffleur stockte — natürlich auch Bolingbroke, Masham und Marlborough. Die Grazer nahmen den Zwischenfall humoristisch und klatschten Beifall. Der Vorhang fiel. Jetzt aber brach hinter der Bühne der Sturm los; alles tobte durcheinander. Der Regisseur stürzte wütend auf die Schauspielerin los: „Eine so bodenlose Dummheit hat der Mond noch nicht beschienen! Aus Ihnen wird nie etwas!“ —

Die einst berühmte österreichische Soubrette Josephine Pagay trat zum ersten Male als blutjunges Mädchen am Franz-Joseph-Kai-Theater in Wien als „Kupido“ in „Orpheus in der Unterwelt“ auf. Ihre Partner hatten alle schon einen bekannten und berühmten Namen: Karl Treumann, der gleichzeitig Theaterdirektor war, spielte den Pluto, Nestroy den Ju-

piter. Mit Ach und Krach sang sie ihr Auftrittslied: „Kupido bin ich" — statt aber, wie es vorgeschrieben war, auf einer der Wolken des Olymp sich hinzustrecken, blieb sie wie festgewurzelt stehen. Da erscholl plötzlich eine Donnerstimme hinter den Kulissen: „Leg dich nieder, dumme Gans!" — Allgemeines Gelächter im Zuschauerraum. Die Ärmste wäre beinahe vor Scham in die Erde gesunken. Natürlich legte sie sich — nein, sie stürzte sich förmlich zu Boden. Nun kam die Szene, wo Kupido mit der Hebe schäkert und Jupiter das große Wort gelassen ausspricht: „Willst die Kellnermadl in Ruh' lassen!" Dabei zupfte Jupiter, der Rolle gemäß, Kupido am Ohr. Aber das paßte der kleinen Pagay nicht. Ei, dachte sie, wird dich das Publikum nicht auslachen, wenn du dich bei den Ohren nehmen läßt? Und die bekannten, schrecklich langen und hageren Hände und Finger des Nestroy-Jupiter flößten der Debütantin obendrein noch wahres Entsetzen ein. Um nicht erwischt zu werden, entzog sie sich ihnen und lief rings um die Bühne herum. Einen Augenblick stand Nestroy sprachlos, dann streckte er beide Hände vor sich hin und fragte das Publikum: „Warum läßt sich denn die Gans nicht fangen?" Unter brausenden Lachsalven verschwand die Unglückliche von der Bühne und lief heulend nach Hause.

Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit sind allerdings seltener auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Einst wurde vom Carl-Theater in Wien die Posse „Judith und Holofernes" gegeben. Während der Vorstellung lief ein kleiner Hund, der sich hinter die Kulissen geschlichen, auf die Szene und stellte sich gerade vor Holofernes. Nestroy, der diese Rolle gab, gewahrte kaum den Gast, als er auch schon mit grimmiger Stimme pathetisch schrie: „Was will der junge Assyrer hier?" Das Publikum brach in schallendes Gelächter aus, und der „junge Assyrer" lief erschrocken davon.

Zu Heilbronn wurde einst von einer Wandertruppe Babos Trauerspiel „Otto von Wittelsbach" gespielt. Der Held des Stückes lag bereits verblichen da, als ihn ein starkes Niesen befiel. Rasch faßte sich der Sieger. „Ha, du Verruchter, du

lebst noch? So stirb zum zweitenmal!" Sprach's, zog sein Schwert und gab dem Unglücklichen den Rest.

Als 1838 das Vaudeville-Theater in Paris abbrannte, spielte die Gesellschaft im „Café spectacle" auf dem Boulevard „Bonne Nouvelle". Bei der ersten Vorstellung geschah es durch Nachlässigkeit einer Statistin, daß in einer Szene, wo zwei Personen sich zu setzen hatten, nur ein Stuhl auf der Bühne stand. „Setzen wir uns," sagte der Schauspieler, der mit dem Komiker auf der Szene war und das Fehlen des einen Stuhles nicht bemerkt hatte. „Verzeihen Sie," erwiderte Arnal, indem er seinem Mitspielenden den einzigen Stuhl bot, „wir sind im Umziehen begriffen."

Ein berühmter Bassist schickte einst seinen Diener fort, weil der Kerl ihn schamlos bestahl. Der freche Patron steckte den Lohn ein, den ihm der Sänger noch auszahlte, und sagte: „Ich werde Sie heute abend auspfeifen!" Als das Publikum den Sänger voll Entzücken beklatschte, schallte ein gellender Pfiff durchs Haus, zur allgemeinen Verwunderung der Anwesenden. Gelassen rief der Sänger ins Publikum: „Achten Sie nicht darauf, es ist mein Diener, den ich heute fortgejagt habe."

Bei einer Vorstellung des „Othello" gab die Sängerin Maria Felizitas Malibran die Rolle der „Desdemona". Ein begeisterter Verehrer der Künstlerin warf mitten unter den Blumenregen, der die Bühne überflutete, eine Banknote von tausend Pfund Sterling hinab. Die Sängerin gewahrte, daß es ein Wertpapier der englischen Bank war. Im Parterre, das von der besonderen Eigentümlichkeit dieses Papiers nicht unterrichtet sein konnte, rief jemand: „Lesen Sie doch das Billett!" Der erste Tenor hob es auf und las mit erstaunlichem Phlegma, das durch seinen italienischen Akzent einen noch komischeren Eindruck machte, die Worte: „Bank von England. Tausend Pfund Sterling..." Plötzlich hielt er inne, wechselte mit der Malibran einige Worte und fuhr dann, in den Vordergrund tretend, fort: „Meine Damen und Herren, wir können und dürfen dieses Billett nicht weiter verlesen — wir haben es irrtümlicherweise geöffnet — seine Adresse lautet: an die Armen

dieser Stadt.“ Man kann sich denken, mit welchem Beifall diese zarte Art und Weise, dem ungeschickten Enthusiasten eine Abfuhr zu bereiten, aufgenommen wurde. Dr. Adolf Kohut.

„Die Brüder im deutschen Blut.“ — Unsere niedersächsischen Landsleute konnten sich mit den flämisch sprechenden Bürgern und Bauern im besetzten Belgien gut verständigen, denn die Mundarten beider sind sprachlich ganz nahe verwandt. Ob nach dem großen Völkerringen sich eine flämische Bewegung erfolgreich herausbilden und behaupten wird, ist zur Stunde noch nicht zu entscheiden. An führenden Vorkämpfern der Bewegung unter den bedeutendsten Männern ihres Stammes fehlte es den Flamen nicht. Da ist Henric Conscience, trotz seines französischen Namens ein Kernflame, der wilde, grollende Verse gegen die „Verbasterten“ unter den Belgiern, wider diese „Fransquillons“ dichtete; auch Duvilliers schrieb: „Ich bin ein Flaming; mein Herz trauert, wenn ich meine Sprache lästern höre; meine Seele ist betrübt, wenn ich ein Volk, das vom Heldenstamm ist, vor fremder Brut kriechen sehe! Dann wallt mein Blut auf, in meinen Adern kocht Grimm; ich gedenke an den Mut unserer mittelalterlichen Ahnen.“ Eine flämische Bewegung entstand im Jahre 1837, um dem ferneren Übergreifen des Französischen einen Riegel vorzuschieben; das germanische Element kam wieder zum Bewußtsein und nahm den Kampf auf. Anfang der vierziger Jahre wurde zu Gent in Ostflandern ein Sprachkongreß abgehalten, Männer der Wissenschaft beteiligten sich daran, und mit Entschiedenheit wurde betont, daß die flämische Literatur nur dann einen großen Aufschwung nehmen und auf eine gesunde Entwicklung rechnen könne, wenn sie sich eng an jene „der Brüder im deutschen Blut“ anschließe. Es wurde gesagt: „die Tochter müsse der Mutter die Hand reichen,“ es sei notwendig, aus der „provinziellen Abgesondertheit“ herauszutreten. Heinrich Conscience, Alfred de Laet, Charles de Coster und manche andere gaben ihrer Sprache Lebendigkeit, Wohllaut und guten Stil. Vleeschhouwer hat nicht nur Goethes „Faust“, sondern auch Shakespeares „Hamlet“ vortrefflich ins Flämische übertragen. Wir lernten de Costers

„Uilenspiegel" und auch andere seiner Dichtungen kennen und lieben. Wir lesen den „Löwen von Flandern" des Conscience, der mit dieser Dichtung sich dem Mittelalter zuwendete und die alten niederdeutschen Helden von Gent verherrlichte. Die Volkshelden: Peter de Koninck, Artevelde, Breydel wurden dem neuen Geschlecht durch diese Männer als Vorbilder aufgestellt. Conscience beschwor sie aus den Gräbern und rief ihnen zu:

„Koninck, Breydel, Artevelde,
O ståt op, ent trekt to velde
Voor de tael en't Vaderland." ...

Die alten Helden sollten mitkämpfen für Sprache und Vaterland; diese Dichtungen waren entstanden, um die liederlichen französischen Romane zu verdrängen.

Wie leicht es „unseren Brüdern im deutschen Blute" sein würde, sich das Hochdeutsche anzueignen, in derselben Weise wie ja auch unsere „Plattdeutschen" es tun, ergibt sich deutlich, wenn man Flämisch neben unser Hochdeutsch stellt. Eine Probe aus Vleeschhouwers Faustübersetzung, der „König von Thule", möge einen Begriff der nahen Verwandtschaft geben. Das Flämische ou wird wie au gesprochen; das ae wie ein a, das z wie scharfes ß, das y wie ei und oe wie u.

„Er was en Koning in Thule
Getrouw tot aen het graf,
Wien stervend zyne boele
Eenen gouden beker gaf.

Er ging hem niets daerboven
Hy lêegt hem by jeder mael;
Zy oogen liepen hem over
By't vatten der bokael.

En als hy kwam te sterven
Günde hy en stad en ryk
Aen die het moesten erven,
Den beker niet te gelyk.

Hy zat by't Konings male,
De riddern rondom nêer,
In de hooge vadrenzale
Ginds op het slot aen't meer.

Dar stond nu de oude drinker,
Dronk laetsten levensgloed,
En wierp den heiligen beker
Beneden in den vloed.

Hy zag hem storten, drinken,
En zinken diep in't meer,
Zyn oogen sloten, zonken,
Hy dronk genen druppen meer."

Wie sich unsere „Brüder im Blute" nach dem Frieden zu Deutschland verhalten werden, wird die Zukunft lehren. Ihre Unabhängigkeit von gallischer Bevormundung wird ihnen allein der geistige Anschluß an das Mutterland zu sichern vermögen. Mit Bestimmtheit darf indes schon jetzt gesagt werden, daß die nationale Bewegung der Flamen nicht so rasch wieder erlöschen dürfte, wie es nach dem Deutsch-Französischen Kriege vor bald einem halben Jahrhundert der Fall gewesen ist. Auch damals regte sich mächtig das Stammesgefühl der Flamen und fand starken Ausdruck in verschiedenen Schriften. Am 15. Dezember 1870 schrieb Dr. Leo Van der Kindere in der „Revue de Belgique" unter dem Eindruck der französischen Niederlagen: „Das Jahr 1870 wird die wahre Revolution des neunzehnten Jahrhunderts vollendet sehen; sie wird den Vorrang Deutschlands zur Tatsache werden lassen, dessen nahes Eintreten nicht schwierig vorauszusagen war, und welchen dennoch oberflächliche Geister nicht sehen wollten, weil er bis dahin ‚nur' ein moralischer war. Die Einheit Deutschlands ist nicht mehr ein Traum, und wenn dieses Werk, das schon so lange im Volksbewußtsein vorbereitet und durch den Genius einiger erleuchteten Denker gereift war, auch nicht ohne Mitwirkung des Schwertes vollendet werden konnte, so ist es doch ein gesundes

und natürliches Werk. Die Bildung eines mächtigen Deutschlands, das Herr seiner Geschicke und berufen ist, der leuchtende Herd Europas zu werden, ist nicht ein glücklicher Zufall der Gewalt; es ist die Verwirklichung einer geschichtlichen Notwendigkeit. Deutschland ist seiner Zukunft sicher, und der Einfluß, den es auf die allgemeine Politik ausüben wird, ist bedeutend. Belgien, wie klein es auch sei, sollte nicht zuletzt empfinden, daß ein neuer Hauch in die Welt bläst. Ob man darüber erschrecke oder sich freue, bald kommt die Stunde, wo man sich entscheiden muß, welchen Weg man einzuschlagen hat: hier eine erlöschende, dort eine Zivilisation voll Kraft und künftiger Größe. Sind wir verurteilt, immerfort Frankreich zu folgen und der Zukunft den Rücken zuzuwenden? — Ich müßte es sehr befürchten, wenn ich mich nicht erinnerte, daß sich irgendwo noch ein Opfer verbirgt, beinahe unkenntlich geworden durch seine Leiden, ein Schlachtopfer, das bis heute weder leben noch sterben konnte, ich meine damit unsere flämische Bevölkerung; auch sie ist germanisch. Soll dieser arme Zweig, vom Mutterlande seit so lange abgerissen, denn nicht auch wieder neu ergrünen?" ...

„Hat der das Recht eines Menschen, der nicht teilnehmen kann am öffentlichen Leben? Und das ist die Lage der Flamen in Belgien! Trotz aller Versprechungen der Konstitution, die dem Flamen die Erhaltung seiner Sprache zusichert, wird er nur in französischer Sprache regiert; der Flame wird in seinem Lande behandelt, wie anderswo durch Eroberung unterworfene Völkerschaften. Der König und die Minister sprechen nur französisch; Senat und Kammer beraten französisch, die Verwaltung ist französisch, Recht wird auf französisch gesprochen, französisch wird die Armee kommandiert, französisch wird der mittlere und höhere Unterricht erteilt — in einer Weise, daß der Flame keine juristische, administrative oder militärische Funktion ausüben, keine Rolle in den politischen Körperschaften, im Unterricht, am Gericht ausfüllen, daß er selbst nicht einmal gesetzlich seinen Herd und sein Vaterland verteidigen kann, ohne eine ihm fremde

Sprache zu lernen, die Sprache derer, welche seine entstehenden Freiheiten vernichtet und seinem uralten Wohlstand den ersten Stoß gegeben haben." ... „Wie ist die Lage eines namhaften Teiles der unteren Klassen? Sie fühlen sich unglücklich in dem nebelhaften Gesichtskreis, der sie umgibt; sie sehen nicht das mindeste Licht, sie haben keine Beziehungen zu den Regionen des Wohlstandes und der Aufklärung, und nicht wissend, wem dieses Unglück zuzuschreiben ist, sind sie geneigt, die Ursache davon in der Sprache zu finden. Um sich her hören sie nur Französisch sprechen von allen denen, welchen zu dienen oder zu beneiden sie gewohnt sind, und durch eine sehr natürliche Verbindung schließt sich für sie die Idee des Französischen an die Idee der Achtbarkeit und des Wohlstandes. Das ist so wahr, daß in dem gegenwärtigen Kriege alle Unwissenden in Belgien die hitzigsten Freunde von Frankreich sind."

Um diese Zustände zu bessern, verlangte Van der Kindere, daß die französische Lehr- und Umgangssprache allmählich durch die deutsche Sprache ersetzt werden solle, die dem flämischen Idiome so verwandt ist, daß jeder Flame sie ohne Mühe in kürzester Zeit verstehen und sprechen lernt. Er schrieb: „Deutschland ist das natürliche Zentrum für Flandern, die Flamländer sind Germanen, ihre Sprache ist ein germanischer Dialekt, am mütterlichen Busen muß sie sich wieder erkräftigen und verjüngen."

Ein deutsches Sprichwort lautet: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott." — Zum zweiten Male seit einem halben Jahrhundert bietet sich den Flamen die Möglichkeit zu nationaler Entfaltung ihrer germanischen Stammeszugehörigkeit. Es ist an ihnen, die Stunde nicht abermals zu versäumen. A. Bra.

Kinder und Narren reden die Wahrheit. — In einer Nummer des englischen Witzblattes „Punch" von 1859 findet sich die merkwürdige Schilderung eines Krieges aus dem Jahre 1959. Nach einem angeblichen Bericht der „Times", die um diese Zeit „täglich in drei dicken Foliobänden" erschien, ist zu

lesen: „Nachdem um 2 Uhr 20 Minuten die Kriegserklärung von Frankreich an England erfolgt und wenige Minuten darauf alle Reisenden in Luftschiffen über den Kanal zurückgekehrt waren, wandert ein Kapitän Smith mit einer Armstrongschen Kanone in der Tasche nach einem freien Punkt in der Nähe Dovers und beginnt von hier aus die Beschießung von Paris mit solchem Erfolg, daß nach dem dritten Schuß die ganze Stadt in Trümmern liegt. Um 2 Uhr 30 Minuten schifft sich eine englische Armee von dreimalhunderttausend Mann, die mit selbstladenden, selbstzielenden und selbstfeuernden Büchsen der neuesten Erfindung bewaffnet sind, an Bord von siebenundzwanzig Riesenschiffen ein, landet an der französischen Küste und erreicht auf den mitgenommenen, sich von selbst bewegenden Wagen Paris um 2 Uhr 40 Minuten, nimmt die Stadt — oder was noch von ihr übrig geblieben ist — in Besitz, und um 2 Uhr 50 Minuten laufen von allen Städten des Landes telegraphische Nachrichten ein, daß sie sich den Siegern unterwerfen, so daß der Krieg in einer halben Stunde beendet ist. Frankreich wird nun in einen großen Garten verwandelt, um England in Zukunft mit — Gemüse zu versorgen."

Der letzte Satz der phantastischen Schilderung könnte vielleicht zur Tatsache werden. H. Cru.

Kurz und — blamabel. — Im siebenundvierzigsten Stück der Berliner Literatur- und Theaterzeitung von 1782 findet sich folgender Erguß eines Leipziger Kritikers über Schillers „Räuber": „Am 20. und 22. September wurden die ‚Räuber' eines Herrn Schiller vorgestellt. Die Unwahrscheinlichkeit der Handlung, die schreiende Beleidigung des Kostüms und die höchst nachlässige Schreibart sind Flecken, die überdem jedem auffallen müssen, der nur ein wenig weiß, was zu einem guten Schauspiele gehört. Lessing läßt eine Mutter im Sturme der Leidenschaft sagen: ‚Könnte ich dir alle meine Galle ins Gesicht speien!' Der Verfasser der Räuber hat das Speien in Gegeifer verwandelt, und legt diese Redensart einem jungen adligen Frauenzimmer in den Mund. Das heiße ich — verbessern. Aber — sagt man — das Stück hat doch so sehr gefallen? Hat es denn

gar kein Verdienst? — Daß es Gefallen fand, beweist nichts. Es haben gar manche elende Bücher in Deutschland auf einige Zeit Glück gemacht." Der Leipziger Kritikus rät, „Herrn Schiller", den er nicht ganz ohne „Genie, Imagination und Witz" findet: „er studiere noch einige Jahre die Menschen, mit denen er lebt, nicht die Menschen im Shakespeare; er studiere die deutsche Sprache und das Theater, und dann schreibe er Schauspiele."

Am Schlusse seiner kritischen Ergüsse schrieb der Rezensent noch: „Die Schauspieler führten die ‚Räuber' in jetzt üblicher Kleidung auf; nicht mit Unrecht, da durch das ganze Stück die jetzigen Sitten herrschen."

Wie man zur gleichen Zeit Schauspieler kritisch behandelte, zeigt folgender Leipziger Theaterbericht: „Einer der erbärmlichsten, jämmerlichsten und leider vom Publikum bewundertsten Schauspieler der Kurfürstlich Sächsischen Hofkomödianten ist Herr Berger. Er ist der wahre Don Quichotte auf dem Deutschen Theater. Grimmsgrams, Verzerrungen, Geplärr, hanswurstmäßige Sprünge machen sein ganzes höchst niederträchtiges Spiel aus. Sein Fach ist das der ‚raschen, polternden Alten'. Ich sah ihn als Richard III. Himmel, was vor Aktion! Was vor entsetzliche Grimassen, als wenn er vom Henker mit glühenden Zangen geknippen würde. Falsche, schaudervolle Deklamation. Mir ekelte und grauete, ihn länger anzusehen, sein Gekrächze zu hören. Zerrete er nicht die arme Elisabeth herum, als wenn sie eine Katze wäre, die eine Wurst gestohlen hat? Ein jedes Wort ist von einer unsinnigen Gebärde begleitet. Schreit er: ‚hin — un — ter', so glaubt man alle Augenblicke, er wolle sich unter die Bretter verkriechen. Er hat auch verschiedene Theaterstücke geliefert; aber was ist das vor elendes Gewäsche! Man hat niemals tolleres, unsinnigeres Zeug gesehen. Eine Mordtat folgt der andern, ein Unsinn löst den andern ab. Leipzig sei stolz auf diesen Kulissenreißer und Narren!" Th. Ley.

Studentenbesen. — Der Ausdruck „Besen" für die Flamme eines Bruder Studio, der schon seit mehr als einem Menschen-

alter im Schwange war, fängt an in Vergessenheit zu geraten, denn er ist nicht mehr das jüngste Schlagwort des Tages. In seinem Sagenbuch erzählt Schöppner, wie diese sonderbare Benennung entstand. In Würzburg wollten die jungen Studiosen eine lustige Schlittenfahrt veranstalten und luden zu diesem winterlichen Vergnügen alle Schönen der Stadt ein. Aber sie sollten kein Glück damit haben, denn überall, wo sie anklopften und ihre Einladung vorbrachten, wurden sie mit spöttischen Reden abgefertigt. In ganz Würzburg fand sich kein Mädchen bereit, mit den Musensöhnen eine Lustfahrt zu machen. Die Schlitten waren bestellt und mußten bezahlt werden, und so ohne weiteres wollten die Abgeführten auch die schnöde Behandlung nicht einstecken. In aller Eile holten die jungen Leute Kehrbesen aus den Häusern, verschafften sich Hüte und Schleier und putzten die Besen damit auf. In jeden Schlitten setzte sich nun ein Student mit dem aufgetakelten Besen, und so fuhren sie in langer Reihe durch die Gassen der Stadt und unter lautem Hallo zum Tor hinaus. Für den Spott brauchten die schönen Würzburgerinnen nicht weiter zu sorgen, und von dieser Zeit an wurden die Mädchen in der Studentensprache „Besen" geheißen. O. Im.

Schnelle Begnadigung in China. — General Pang, kaiserlicher Kommissarius, ließ in den Jahren 1870 bis 1873 mindestens dreitausend Köpfe abschlagen. Auf dem „Blutfeld" außerhalb der Stadt wurden die zum Tode verurteilten Opfer in langen Reihen derart aufgestellt, daß zwischen jedem Mann ein freier Raum von etwa drei Metern blieb, denn der Henker mußte Bewegungsfreiheit haben, um sein Schwert ungehindert und rasch schwingen zu können. Mit ein und demselben Schwert wurden immer sechs Menschen gerichtet; der Henker Falkenschnabel schlug rasch hintereinander die einzelnen Köpfe wie Mohnköpfe ab. Diesen Spitznamen erhielt der Nachrichter, ein kleiner, untersetzter Bursche, der 1870 als Rebell gefangen genommen und zum Tode verurteilt worden war. Als Falkenschnabel geköpft werden sollte, versah der Henker, der damals mehrere Urteile zu vollstrecken hatte, seinen Dienst sehr schlecht;

er traf die Opfer der Pangschen Justiz ungeschickt in Hals und Kopf. Da rief Falkenschnabel dem General mit lauter Stimme zu: „Sollen wir denn alle so ungeschickt zerhackt werden? Nimm mir die Ketten ab, ich will zeigen, wie man es machen muß!“ Damit war Pang einverstanden; Falkenschnabel schlug mit erstaunlichem Geschick den Rest der Köpfe ab und verlangte dann kaltblütig, nun auch seinerseits getötet zu werden, aber rasch und ohne Ungeschicklichkeit. Pang erklärte: „Du sollst leben bleiben und mir dienen.“ In drei Jahren soll General Pangs Lieblingshenker keinen ungeschickten Streich geführt und mehrere tausend Menschen geköpft haben. G. Man.

Kurz und wirksam. — Der irische Geistliche Jonathan Swift wurde eines Tages aufgefordert, zur Einleitung einer Sammlung, die man für verarmte Irländer veranstalten wollte, eine kurze aber eindringliche Predigt über die Pflicht der christlichen Wohltätigkeit und Nächstenliebe zu halten. Zur bestimmten Zeit betrat Swift die Kanzel, verrichtete das herkömmliche Gebet und verlas die Textstelle, die seiner Predigt zugrunde liegen sollte. Sie lautete: „Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn.“ Niemals ist eine kürzere Predigt gehalten worden als jene, die Swift nach diesen Worten den Versammelten zu hören gab. Er sagte nichts weiter, als die folgenden Worte: „Wenn euch diese Bürgschaft genügt, so gebt euer Geld her! Amen.“ H. Hol.

Freundschaft bis zum — Rattenfressen. — Als es bekannt wurde, daß während der Belagerung von Paris Ratten als Leckerbissen verzehrt wurden — man zahlte in der ersten Zeit sechzig Centimes für das Stück —, wurde es in Belgien „Mode“, Rattenfleisch als höchst delikat zu erklären und — zu verspeisen. Anfangs Dezember kündigte die Zeitung „L'Economie“ von Tournai das zweite „Rattensouper“ an, das für Liebhaber in einem Gasthaus veranstaltet wurde. „Alles zu Ehren Frankreichs“, wie das belgische Blatt verkündete. M. Seib.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Stephan Steinlein in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Robert Mohr in Wien.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Vorderasien und Ägypten

in historischer und politischer, kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht geschildert von

Dr. Albrecht Wirth.

Mit 82 Abbildungen und einer Karte.

Geheftet 11 Mark —— Gebunden 14 Mark
und bis auf weiteres 10% Teuerungszuschlag.

Die Wirthsche Schilderung gründet sich teils auf eigenes geübtes Sehen, teils auf scharfe Nachprüfung eines umfangreichen Quellenmaterials. Mit so manchen veralteten Anschauungen über den Orient wird aufgeräumt. Eine gewandte Darstellungsweise mit sicherer Beweisführung vermag den Leser in allen Abschnitten des Werkes zu fesseln, handelt es sich nun um Geschichte, Bevölkerung, um Staatenbildung, Religion oder um Wirtschaftliches in Vergangenheit und Zukunft. Die zahlreichen gut ausgewählten Bilder illustrieren die Worte des Verfassers in geeigneter Weise.

Tgl. Rundschau, Berlin.

Ein großzügig angelegtes Werk, auf das man bauen kann, das nicht täuscht und trügt, legt uns Dr. Albrecht Wirth, einer der besten gelehrten Kenner des Orients, dar. Das Werk bringt alles über Vorderasien und Ägypten Wissenswerte und ist unstreitbar in der Fülle der Neuerscheinungen über den Orient eines der wertvollsten Werke, das jeder zur Hand nehmen soll, den seine Interessen nach Vorderasien und Ägypten weisen: der Geschichtsfreund wie der Rassenforscher, der Kaufmann wie der Ingenieur, der Offizier wie der Vergnügungsreisende, den es nach dem Krieg in die farbenglühende Welt des Islams, die uns plötzlich so nahegerückt ist, ziehen wird. Das Werk, das wir nur bestens empfehlen können, ist mit 82 wertvollen Abbildungen und einer Karte ausgestattet.

Hamburger Fremdenblatt.



Phot. Gebr. Haeckel.

Perserin der wohlhabenden Klasse in Besuchskleidung nach Ablegung des Straßenumhängetuches.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Vorderasien und Ägypten

in historischer und politischer, kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht geschildert von

Dr. Albrecht Wirth.

Mit 82 Abbildungen und einer Karte.

Geheftet 11 Mark —— Gebunden 14 Mark und bis auf weiteres 10% Teuerungszuschlag.

Die Wirthsche Schilderung gründet sich teils auf eigenes geübtes Sehen, teils auf scharfe Nachprüfung eines umfangreichen Quellenmaterials. Mit so manchen veralteten Anschauungen über den Orient wird aufgeräumt. Eine gewandte Darstellungsweise mit sicherer Beweisführung vermag den Leser in allen Abschnitten des Werkes zu fesseln, handelt es sich nun um Geschichte, Bevölkerung, um Staatenbildung, Religion oder um Wirtschaftliches in Vergangenheit und Zukunft. Die zahlreichen gut ausgewählten Bilder illustrieren die Worte des Verfassers in geeigneter Weise.

Tgl. Rundschau, Berlin.

Ein großzügig angelegtes Werk, auf das man bauen kann, das nicht täuscht und trügt, legt uns Dr. Albrecht Wirth, einer der besten gelehrten Kenner des Orients, dar. Das Werk bringt alles über Vorderasien und Ägypten Wissenswerte und ist unstreitbar in der Fülle der Neuerscheinungen über den Orient eines der wertvollsten Werke, das jeder zur Hand nehmen soll, den seine Interessen nach Vorderasien und Ägypten weisen: der Geschichtsfreund wie der Rassenforscher, der Kaufmann wie der Ingenieur, der Offizier wie der Vergnügungsreisende, den es nach dem Krieg in die farbenglühende Welt des Islams, die uns plötzlich so nahegerückt ist, ziehen wird. Das Werk, das wir nur bestens empfehlen können, ist mit 82 wertvollen Abbildungen und einer Karte ausgestattet.

Hamburger Fremdenblatt.



Phot. Gebr. Haeckel.

Perserin der wohlhabenden Klasse in Besuchskleidung nach Ablegung des Straßenumhängetuches.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Paschens orthopädische Heilanstalt Dessau I (Anhalt)

Älteste u. größte Anstalt Norddeutschlands. Gegr. 1885.
Preisgekrönt auf der Intern. Hygiene-Ausstellung Dresden 1911.

Rückgratverkrümmungen, selbst hoffnungslose Fälle, Gelenkentzündungen, Lähmungen, Klumpfüße usw. werden bei **Erwachsenen** und **Kindern** mit bestem Erfolg behandelt.

R. Paschen Dessau.

R. Paschen Dessau.

Bei der Aufnahme.

Union Deutsche Verl

Deuts

Einzelschriften ü

Deutschland als
Charakterkultur. Von
1 Mark 80 Pfg.

Der österreichis
Österreichs, seiner M
schaften als Grundlage
Von Jos. Aug. Lux.

Deutschlands Ar
schiffahrt. Von
schlag 3 Mark 40 Pfg.

Humor im Felde.
schlag 1 Mark 25 Pf.

☛ Auf die vorgen
ein Teuerungsz

Zu haben



